

Christa Pöppelmann

Vertrauenssache

Clemens Scheel Verlag

Verlag Clemens Scheel, Berlin 2005

1. Auflage

Copyright bei der Autorin

Umschlaggestaltung: Clemens Scheel

Copyright Titelfoto Gabi Wolf

Druck: Pro Business Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 3-9804198-5-1

I.

Kriminalkommissarin Jasmin Kunkel kannte den Mann nicht sonderlich gut, der ihr gerade den Hals abküsste und mit allen zehn Fingern an die Wäsche ging. Sie wusste eigentlich nur, dass er René hieß und irgendwas Managementmäßiges in einer Möbelfirma machte. Es interessierte sie auch nicht wirklich. Sie hatte ihn in einer Kneipe getroffen und entschieden, dass er genau das war, was sie an diesem Freitagabend gerne vernaschen wollte. Oder sich vernaschen lassen. Das nahm sie nicht so genau. FC – feministical correctness, falls es so etwas gab – war noch nie ihre Stärke gewesen. Sie kam aus dem Osten und sah die Sachen pragmatisch. Kichernd versuchte sie, ihr Sektglas zu retten, während er sich mit zunehmender Ungeduld an ihren Blusenknöpfen abkämpfte. Sie machte keine Anstalten, ihm zu helfen. Er sollte ruhig noch ein bisschen heiß werden. Das gehörte zum Spiel.

Draußen tobte ein heftiges Gewitter. Der Blick aus dem Fenster ließ das Gefühl aufkommen, das ganze Haus stehe unter einer gut funktionierenden Dusche. Leider hörte Jasmin das Klingeln ihres Telefons trotzdem.

„Oh, nein, ich will nicht“, stöhnte sie, kämpfte sich aber frei, um an den Apparat zu kommen.

Ihrem Aufriss gefiel das gar nicht: „Du wirst da doch nicht rangehen?“, erkundigte er sich ungläubig und griff nach dem Telefonkabel, um es aus der Buchse zu ziehen. Sie konnte ihn gerade noch zurückhalten. Jasmin hoffte natürlich, dass es nur ihre Mutter war oder eine Umfrage – ob sie sie Angst vor dem Euro habe etwa. Zwar hatte ihre Gruppe Bereitschaft, aber wer war bei diesem Wetter schon unterwegs, um jemanden umzubringen? Und wer fand da eine Leiche?

Leider waren die meisten Morde Beziehungstaten und fanden in trockenen Wohnungen statt. Oft rief der Täter sogar selber an und behauptete, alles wäre nur Notwehr oder ein Unfall gewesen.

Am anderen Ende der Leitung meldete sich tatsächlich Hauptkommissar Leonid Sanders, der stellvertretende Leiter ihrer Gruppe und derjenige von Jasmins Kollegen, den sie mit Abstand am wenigstens mochte. Er informierte sie, dass in Mitte eine Leiche gefunden worden sei. In einem Park. Erschossen. Trotz Gewitter und Platzregen.

Berlin Mitte galt noch immer als In-Bezirk, obwohl die Meinungen heftig auseinander gingen, ob man dort die angesagten Leute der Stadt traf oder nur Möchte-Gern-Prominenz und Bustouristen aus Jena-Lobeda oder der Prignitz. Jasmin hoffte, dass der Tote nicht zu den angesagten Menschen der Stadt gehörte. Vor allem aber hoffte sie, dass er nicht Araber oder Afghane oder sonst jemand war, der eine Meinung zum Nahostkonflikt hatte oder schon mal mit jemandem Tee getrunken, der Osama Bin Laden positiv gegenüber stand. Das Attentat auf das World Trade Center lag gerade mal anderthalb Wochen zurück und fast ganz Berlin fragte sich bang, ob das Olympiastadion oder die Amerikanische Botschaft nächstes Ziel der Terroristen sein würde. Zumindest erwartete man, dass auf Abruf geparkte Selbstmordattentäter, so genannte Schläfer, in einem unscheinbaren Hellersdorfer Plattenbau oder einer nicht aufregenderen Reinickendorfer Genossenschaftswohnung gefunden werden würden. Wenn es die sogar schon in Hamburg gab...

Nein, da war Jasmin ein harmloser Bustourist aus ihrer thüringischen Heimat entschieden lieber. Dann mussten sie und ihre Kollegen nur auf Raubmord ermitteln und das soziale Leben des Toten würde Sache der Kollegen in Saalfeld oder Orlamünde sein.

Sie notierte die genaue Lage des Parks. „Okay, ich mach mich auf die Socken.“

Ihr Aufriss sah beleidigt aus: „Sag mal, was soll'n das?“, erkundigte er sich irritiert. „Du willst doch nicht etwa wirklich...“

Sie rettete sich vor seinen begierig zugreifenden Händen. Dann ordnete sie ihre Bluse und tauschte den Rock gegen die Hose ihrer schwarzen Motorradkluft. Er glotzte sie blöde an.

„Tut mir leid“, sagte sie. „Auf mich wartet ein anderer Mann.“ Das Gesicht ihres Besuchers blieb verständnislos. „Leider ist er schon tot“, fügte sie also hinzu.

Jetzt war er völlig entgeistert.

„Ich hab nicht zufällig erwähnt, dass ich Bulle bin, oder?“, erkundigte sie sich.

Draußen klatschte der Regen mit unverminderter Heftigkeit auf das Pflaster. Jasmin überlegte einen Moment, ob es nicht weise wäre, die Fahrbereitschaft anzurufen. Aber jetzt stand sie schon im Regen und hatte wenig Lust, noch einmal nach oben zu gehen. Also öffnete sie seufzend das Schloss ihrer Maschine. Sie bereute den Entschluss schnell. Ein handliches Kajak wäre heute Abend straßengängiger gewesen als ein schweres Motorrad. Außerdem hätte sie einen Helm mit Scheibenwischer gebraucht. Der böige Wind klatschte ihr das Wasser in dicken Schwaden auf den Sichtschutz. Jedes Licht blendete wie ein ganzer Christbaum und zu allem Überflus servierte der Wettergott alle paar Sekunden einen gleißenden Blitz, gefolgt von einem Weltuntergangskrachen. Jasmin hatte keine Ahnung, wie sie in diesem Gruselwetter heil vom südlichen Kreuzberg in die Gefilde kam, die sich nördlich des Alexanderplatzes erstreckten.

Sie atmete auf, als sie das Licht der grellen Scheinwerfer entdeckte, die den Tatort ausleuchteten. Park war übertrieben. Es war ein kleines Stück Grün mit ein paar Bäumen. Die Hunde-Ausleere für die umliegenden Blocks. Ein uniformierter Polizist in einem unkleidsamen Regenmantel versuchte vergeblich, ein flatterndes Stück rotweißes Absperrungsband unter Kontrolle zu bringen.

Jasmin parkte ihre Maschine und nahm den Helm ab. Ihre Haare waren klatschnass, bevor sie auch nur die Absperrung erreicht hatte. Sie bückte sich, um darunter durchzukriechen.

„Heh, Sie...“, rief sie der Uniformierte an und versuchte, ihr den Weg zu verstellen. Dabei entriss ihm der Wind wieder sein Band.

„Kunkel, Kripo“, informierte Jasmin, ohne nach ihrem Ausweis zu greifen.

„Was?“, schrie er.

„LKA, Mordkommission“, brüllte sie also.

Ein weiterer Uniformträger tauchte unter den Bäumen auf, reichte ihr hilfreich die Hand, damit sie eine kleine Steigung erklimmen konnte und hätte sie damit fast in den Matsch gerissen. Inmitten des Grünbewuchses lag ein phantasieloser, spärlich bekiester Platz mit drei grafittiverzierten Parkbänken rund um ein steinernes Brunnenbecken. Gefüllt mit Müll, nicht mit Wasser. Berlin musste sparen.

Auf dem Kies war der Körper des Toten ausgebreitet. Neben ihm kniete eine Ärztin mit durchsichtiger Regenpelle über ihrem weißen Kittel. Das grelle Licht der Scheinwerfer brach sich in fast grotesker Weise auf den Falten des Plastikmäntelchens. Die Ausleuchtung und der Regen gaben der trostlosen Szene überhaupt einen morbiden, nicht unkünstlerischen Charme. So ein bisschen Tarkowskij für Arme, fand Jasmin.

Sie schätzte den Toten auf etwa 25. Gegen die dunklen, durch die Nässe fast schwarzen Haare und die ebenso dunkle Kleidung stach sein bleiches, rundes, noch ein wenig kindliches Gesicht mit der hohen Stirn um so auffälliger ab. Und mitten auf dieser Stirn befand sich ein kreisrundes Einschussloch. Er sah nicht sonderlich orientalisch aus – aber das taten Afghanen auch nicht unbedingt. Oder Israelis. Der Tote konnte von überall zwischen San Francisco und Kabul stammen.

Ihre Überlegungen kamen Jasmin selber makaber vor. Da hatte sie vor zehn Tagen völlig fassungslos vor dem Fernseher gesessen und geglaubt, die Welt würde nach diesem Anschlag nie wieder die selbe sein, und bei der erstbesten Gelegenheit zählte nur noch die Relevanz des Attentats für die eigene Arbeit.

Die Ärztin musste die Schritte auf dem Kies gehört haben und drehte sich um.

Jasmin reichte ihr die Hand. „Kunkel, Mordkommission:“

Die andere Frau zögerte und musterte Jasmin von oben bis unten. Vor allem die Motorradklamotten schienen ihr wohl nicht seriös genug. Endlich streckte sie doch noch mit einer halbherzigen Geste ihre Hand aus.

„Dr. Schuster. Sind Sie hier die Verantwortliche?“

„Solange niemand mit höherem Dienstgrad auftaucht“, gab Jasmin sarkastisch zurück und konnte sehen, wie die andere sich in ihrem Misstrauen bestätigt fühlte. Eigentlich hätte Sanders schon da sein müssen. Er war stellvertretender Kommissionsleiter und hatte heute Abend erste Bereitschaft. Aber sie würde nicht auf ihn warten.

„Können Sie schon was sagen?“, erkundigte sie sich bei der Ärztin.

Ein weiterer kritischer Blick, dann bequemte sich Frau Schuster doch zu antworten: „Bei diesem Wetter ist das natürlich schwierig. Aber ich denke, er muss zwischen einer und zwei Stunden tot sein. Direkt von vorne in die Stirn geschossen. Mit aufgesetzter Waffe. Scheinbar keine Verletzungen, die auf einen Kampf hindeuten.“

Jasmin nickte und griff unter die Leiche, um den Zustand des Bodens zu ertasten.

Der Blick der Ärztin wurde jetzt fast böse: „Der Regen muss gerade angefangen haben, als er getötet wurde“, erklärte sie scharf.

Jasmin antwortete ihrerseits mit einem kalten Blick und ging dann zu Gisela Apel, der Leiterin der Spurensicherung, die mit ihren ganzen zwei Zentnern Lebendgewicht in den Pflützen kniete. Weltuntergang hin oder her: Stimmungskanone Apel lachte, als sie Jasmin sah:

„Ah, Frau Kunkel! Müssen heut Sie dran jlooben, Sie Aame?“ Vor ihr war im Matsch ein angesichts des Wetters erstaunlich deutlicher Schuhabdruck zu sehen.

„Freuense sich ma nich zu früh, junge Frau“, warnte die Apel.
„Dit is von dem Kerl, der ihn jefunden hat. Allet andere...
Wegjeschwommen, würd ick sajen.“

Aus dem Regen tauchte eine uniformierte Beamtin auf.

„Dit is ja der reinste Weibertreff“, scherzte die Apel.

Auch die Streifenpolizistin erkundigte sich erst einmal ordnungsgemäß nach Jasmins Zuständigkeit. Dann zog sie einen Plastikbeutel aus der Tasche, in dem sich mehrere kleine Tütchen mit einzelnen Tabletten befanden. Darauf die phantasievollen Prägungen verschiedener Designer-Drogen. „Nich viel, aba mehr wie Eijenbedarf.“

„Hatte er einen Ausweis bei sich?“, erkundigte sich Jasmin.

Die Beamtin schüttelte den Kopf. „Bisschen Jeld, halbet Päckchen Camels und `ne BeVauJe-Karte, die beim Halleschen Tor abjestempelt is.“

„Handy?“

Wieder Kopfschütteln.

Jasmin ging zu der Leiche zurück. Die Ärztin hatte sich inzwischen erhoben und die Arme eng um den Körper geschlagen. Sie sah ebenso ungeduldig wie verfroren aus, obwohl der Regen langsam nachließ und es eigentlich nicht kalt war. Jasmin studierte noch einmal das bleiche Gesicht des Toten, das inzwischen mit unzähligen feinen Matschspritzern verziert war.

„Können Sie feststellen, ob der Mann Drogen genommen hat?“, erkundigte sie sich.

„Im OP kann ich alles“, gab die Ärztin wütend zurück.

Das Dunkel spuckte eine weitere Gestalt aus. Etwa Jasmins Größe, genauso schwarz gekleidet und ebenso nass: Hauptkommissar Leonid Sanders.

„Ach, sieh an“, begrüßte sie ihn spitz, als hätte sie bereits seit einer Stunde auf ihn gewartet. Sanders war ein arrogantes Arschloch, das keine Gelegenheit ausließ, seinen höheren Dienstgrad und seine vorgeblich damit verbundene größere Kompetenz heraushängen zu lassen. Also nutzte sie ihm gegenüber auch jede Möglichkeit zum Seitenhieb.

„Hat'n bisschen gedauert“, gab er zu. „Musste erst noch das Blut abwaschen.“

Jasmin hätte auf so was nicht reagiert. Es war ihr egal, ob er sich beim Kartoffelschälen geschnitten oder seine Großmutter umgebracht hatte. Leider war die Ärztin eine, deren weibliche Instinkte sofort aktiv wurden, wenn ein – lebender – Mann in Reichweite kam.

„Blut?“, erkundigte sie sich mit einem verwirrten Auflachen.

„Hab gerade 'ne Gans geschlachtet“, verriet ihr Sanders.

„Mitten in der Nacht?“

„Bei Gewitter werden sie zarter.“

„Ach? Das ist ja interessant.“

Jasmin holte Luft, um dem Geschäker mit einer schneidenden Ermahnung Einhalt zu gebieten. Leider war ihr verhasster Kollege einen Tick schneller.

„Was ist mit dem?“, erkundigte er sich mit einem Blick auf den Toten. Seine Stimme klang so ungeduldig, als würde er schon seit geraumer Zeit auf Informationen warten.

„Wohl'n kleiner Dealer, Designerdrogen in der Tasche, bei Einbruch des Regens mit aufgesetzter Waffe erschossen“, fasste Jasmin wütend zusammen.

„Waren Sie schon in den einschlägigen Clubs? Das Underground ist gleich da drüben.“ Er wies mit dem Kinn in die Richtung, wo die Diskothek lag.

„Sicher, und außerdem bin ich Harry Potter und kann hexen“, gab Jasmin sarkastisch zurück.

„So jung noch, der Kerl“, mischte sich wieder die Ärztin ein.

„Das statistisch beste Alter, um Opfer einer Gewalttat zu werden“, konterte Sanders. „Machen Sie ein paar hübsche Polaroids von dem Kerl und packen ihn dann zusammen. Und Sie, Kunkel, Sie schieben damit ab ins Underground.“

Jasmin lächelte ihn zuckersüß an. „Ins Trockene. Das ist wirklich reizend von Ihnen. Sie werden ja noch zum Kavalier.“

Für einen Moment zeigte sich tatsächlich eine Spur von Verblüffung auf Sanders stoischen Zügen.

Das Underground war keine zweihundert Meter vom Fundort der Leiche entfernt. Jasmin befragte zuerst die Türsteher. Die schüttelten schon den Kopf, bevor sie wirklich einen Blick auf das Bild geworfen hatten.

„Würden Sie bitte genauer hinsehen? Der Mann hat ein Loch im Kopf. Der ist tot“, giftete sie. „Und es ist doch wahrscheinlich auch in Ihrem Interesse, dass Mörder nicht frei herumlaufen, oder?“

Die beiden sahen sie leicht angewidert an. Wie bockige kleine Jungs, die es ungerecht fanden, dass Erwachsene sie mit ihren Problemen belästigen durften.

„Da kommen jeden Abend 'n paar Hundert“, maulte der eine.

„Aber es ist euer Job, sie genau unter die Lupe zu nehmen“, erinnerte Jasmin.

Die beiden schwiegen.

Die Hallen waren mit Techno jenseits der Schmerzgrenze und einer Unmenge jungem Fleisch angefüllt. Dieses Etablissement war eindeutig keine der Einrichtungen, die den Ruf von Mitte begründet hatten – fand jedenfalls Jasmin. Wie so viele Berliner Clubs war es in einem ehemaligen Industriegebäude untergebracht. Wenn man was draus machte, hatte das ja seinen Charme. Die Betreiber des Underground verließen sich aber offenbar darauf, dass riesige, kahle Fabrikhallen an sich schon cool waren. Trotzdem musste Jasmin sich durch dichte Menschenmassen drängen. Die Zwanzigjährigen sahen das Underground offenbar anders. Ein paar Mal wurde die Kommissarin wegen ihrer nassen Jacke angemacht. Keine Chance, hier jemanden zu fragen. Viel zu voll, viel zu laut und der ständige Wechsel zwischen Dunkel und grellen Lichtblitzen war auch nicht dazu angetan, Bilder vorzuzeigen. Jasmin mochte keine Techno-Musik, aber heute Abend war ihr besonders unverständlich, wie man sich so was freiwillig antun konnte. Der Lärm und die Kunst-Gewitter erinnerten sie zu sehr an ihre Horror-Fahrt durch den Regen. Sie begann, den ersten Anflug von Kopfschmerzen zu spüren. Wunderbar, da erwartete sie als Krönung des Abends wohl auch noch eine schlaflose Nacht!

Sie kämpfte sich zur Bar durch, denn nur dort hatte sie überhaupt eine Chance, von jemandem verstanden zu werden. Leider waren die Barbesucher genauso uninteressiert daran, ihr weiterzuhelfen wie die Türsteher. Nur das Personal hinter dem Tresen geruhte, das Bild eingehender in Augenschein zu nehmen, konnte sich aber nicht erinnern.

„Is ja ooch keene sonderlich markante Visage, wat?“, meinte ein hübscher Asiate mit einem äußerst charmanten Lächeln. Jasmin wäre gerne in besserer Verfassung gewesen.

Nach der Bar probierte sie es bei den Rumhängern, jenen, die offensichtlich zum Gucken, nicht zum Tanzen hier waren. Da keiner sie verstand, schrieb sie einen Zettel. „Kennen Sie den Mann?“

Die meisten sahen sie mit einem mitleidigen Blick der Sorte „Was ist denn das für eine?“ an. Das rote, runde Einschussloch schien wieder niemanden zu irritieren. Sie wollte schon fast aufgeben, als ein knapp Zwanzigjähriger, der dem Mordopfer nicht unähnlich sah, sich allem Anschein nach zu einer Antwort bequeme, die aus mehr als einem „Nein“ bestand.

„Was?“, brüllte Jasmin zurück.

Auch er schrie irgendetwas.

„Ich kann dich nicht verstehen“, wiederholte sie.

Bei seinem nächsten Versuch meinte sie, das Wort „gesehen“ herauszuhören. Sie zog ihren Gesprächspartner in eine ruhigere Ecke. Es war der Gang zu den Toiletten. Da hingen zwar einige Sturzbetrunkene und elendiglich Zugekiffte herum, aber die machten außer ein paar Rülpsern wenigstens keinen Krach.

„Ick jloob, den Typ hab ick jesehn“, berichtete ihre Eroberung, noch immer schreiend. „Der is grad raus, wie icke rinn bin. Hab noch jesagt: Schifft wie blöde. Aber die beeden ham jar nich hinjehört.“

„Er war nicht allein?“, vergewisserte sich Jasmin.

„Nee, da war noch eener bei, so’n Blonder. Ick jloob, den hab ick vorhin noch ma jesehn. Wat willste denn von dem Typ? Und wat hat der da am Kopp? Sieht ja aus, als hätt’n wer erschossen, wa?“

Jasmin informierte ihn, dass genau das der Fall war.

„Wat, echt? Dat is ja’n Ding“, stieß er hervor.

„Ich muss dich leider um eine kleine Suchaktion bitten“, schob sie nach. „Nach dem Blondem.“

„Is okay“, meinte er ziemlich bereitwillig. Scheinbar hatte er heute Abend nichts Besseres vor.

Heinrich Kesselschmied, Erster Polizeihauptkommissar der Berliner Kripo und Gruppenleiter von Jasmin Kunkel und Leonid Sanders, hatte sich von seiner Frau mal wieder in den Zirkus Karajani entführen lassen, wie die alten West-Berliner ihre Philharmonie nannten. Was gespielt wurde, hatte er schon wieder vergessen. Er mochte die Philharmonie und er mochte Musik, kannte sich aber nicht besonders gut aus. Er vertraute in dieser Hinsicht völlig dem Sachverstand seiner Frau. In manch anderer Hinsicht ebenfalls.

Eine junge Geigerin spielte gerade ein wirklich schönes Solo, als Kesselschmieds Handy in seiner Hosentasche zu vibrieren begann. Unglücklicherweise hatten sie heute Abend Plätze fast in der Mitte. Er wartete also das Solo ab. Genießen konnte er es aber nicht mehr. Als die letzten Töne verklungen waren, schenkte er seiner Frau eine entschuldigende Grimasse und stand auf. Es war ihm peinlich, so zu stören. Wenn er erste Bereitschaft hatte, dann nahm er normalerweise Plätze am Rand. Aber heute war Sanders, sein Stellvertreter, der primäre Ansprechpartner für die Zentrale.

Als Kesselschmied endlich im Foyer draußen war, fand er auf seiner Mailbox die dringende Bitte um Rückruf von eben jenem Sanders.

„Erschossener Kleindealer neben so’ner Disco, dem Underground“, informierte sein Kollege, als Kesselschmied sich gemeldet hatte. „Kein Ausweis. Wir müssen den Laden sofort nach möglichen Zeugen durchsuchen.“

Kesselschmied war schon am Ausgang, als ihm beim Griff nach dem Autoschlüssel auch die Garderobenmarke in die Finger geriet. Er kehrte um und beschwatzte eine ziemlich ungnädige Garderobie-

re, die dazu gehörigen Sachen nach Ende der Vorstellung doch bitte seiner Frau auszuhändigen.

Draußen regnete es immer noch wie aus Eimern. Als er sein Auto erreicht hatte, war er klatschnass. Aber auf dem Beifahrersitz wartete ein solider gelber Friesennerz auf ihn. Ann-Sofie hatte ihm den schlichtweg verboten. Mit dem Ding in die Philharmonie? Nicht mit ihr! Dabei war sie sonst eine überaus pragmatische Frau. Kesselschmied hatte also nachgegeben, die wasserdichte Jacke im Auto gelassen und sich brav unter Sofies Schirm begeben. Doch jetzt tauschte er aufatmend die nasse Anzugjacke mit dem trockenen Regenmantel.

Statt in die Philharmonie ging er nun also im Friesennerz in die Disco. Er wurde aber nicht weniger abfällig angestarrt. Jugendliche Raver hatten ebenso ihren Kleidercode wie die solidesten Wilmersdorfer Witwen.

Nach einer Weile stieß Kesselschmied auf Jasmin, die versuchte, ihn schreiend über den Stand ihrer Nachforschungen zu informieren. Während er sich noch Mühe gab, sie zu verstehen, rief plötzlich ihr Begleiter:

„Da, dit isser!“

Er wies auf einen schlanken, jungen Mann mit grellblond gefärbten Haaren, der gerade von der Toilette kam. Während Kesselschmied noch dabei war, eine ungute Ahnung niederzukämpfen, sah der Blonde plötzlich auf, entdeckte ihn und ergriff – nach einem kurzen entsetzten Blickwechsel – die Flucht.

Kesselschmied versuchte, ihm hinterher zu laufen. Doch obwohl ihm die tanzenden Jugendlichen wegen seiner nassen Jacke recht bereitwillig Platz machten, war der Blonde schneller. Als Kesselschmied den Ausgang erreicht hatte, verschwand sein Opfer in der Dunkelheit. Der Kommissar brach die Verfolgung ab.

Wenige Augenblicke später tauchte Sanders auf. „Was ist?“, fragte er. „Ist da nicht eben einer abgehauen?“

„Keine Sorge“, unterbrach Kesselschmied rau. „Den finden wir wieder.“ Er wollte sachlich klingen, musste aber doch schlucken. „Das war mein Sohn.“

Mirko Behringer, seit kurzem nicht mehr z.A. – zur Anstellung –, sondern verbeamteter Kommissar der Berliner Kripo, war kaum vor dem Underground eingetroffen, als die ganze Vorortaktion abgeblasen wurde und statt dessen eine Besprechung im Büro anberaumt.

Im LKA tauschte seine Kollegin Jasmin erst einmal ihre nassen Klamotten gegen Teile der umfangreichen Garderobe, die sie dort verwahrt hatte, wo bei anderen Leuten die Akten standen. Dass drei Männer im Raum waren, störte sie beim Umziehen nicht. Leonid Sanders dagegen lehnte ungerührt in seinen nassen Sachen an der Wand. Nicht mal die Lederjacke hatte er abgelegt. Das war so sein Stil. Kesselschmied hockte mit grauem Gesicht hinter seinem Schreibtisch.

Mirko kannte den Sohn seines Chefs vom Sehen. Gelegentlich war Bernhard mal im Büro vorbei gekommen, weil er den Autoschlüssel oder ähnliches von seinem Vater brauchte. Mirko war vor allem aufgefallen, wie verschieden die beiden waren. Kesselschmied strahlte stets Gelassenheit und Sicherheit aus. Er erhob kaum mal die Stimme. Die Taktik, erboste Gegner auflaufen zu lassen und mit langem beredtem Schweigen auf die Folter zu spannen, beherrschte er perfekt. Sein Sohn dagegen war immer in Bewegung. Jedes Mal, wenn er auf seinen Vater hatte warten müssen, hatte er mit allen möglichen Sachen, die ihm in die Finger gerieten, herumgespielt. Gespräche ergaben sich dabei nicht, aber Schweigen hielt Bernhard

Kesselschmied offenbar auch nicht aus. In regelmäßigen Abständen machte er einige Bemerkungen, wobei er aber den Adressaten nicht ansah und auch gar keine Antwort zu erwarten schien. Meist waren es mäßig freche, verkrampte Scherze über die Polizei im Allgemeinen oder seinen Vater im Besonderen. Halb schüchtern, halb aufdringlich.

Aus gelegentlichen Randbemerkungen seines Chefs wusste Mirko, dass das Verhältnis zwischen Kesselschmied und seinem Sohn nicht sonderlich gut war. Aber das hätte man ihm nicht zu erzählen brauchen. Seinem Sprössling gegenüber reagierte der ruhige, gelassene Kesselschmied – „Onkel Rick“, der anerkannt beste Ausbilder der Berliner Kripo – gereizt und ungeduldig.

Keiner wagte, das erste Wort zu sagen. Mirko entzog sich der unangenehmen Situation, indem er Kaffee aufsetzte.

Plötzlich platzte Sanders heraus: „Wir hätten im Underground weiter machen müssen. Wie sollen wir je wieder an mögliche Zeugen herankommen?“

„Entweder sind sie bereit auszusagen und melden sich“, erwiderte Jasmin und rubbelte dabei mit wütenden Bewegungen ihre langen, dunklen Haare trocken. „Oder wir haben sowieso keine Chance. Selbst, wenn wir die Ausgänge besetzt und jeden einzeln befragt hätten. Schließlich hätte jeder glaubhaft versichern können, dass er nichts bemerkt hat.“

„Wir brauchen so schnell wie möglich seine Identität“, gab Sanders zurück.

„Ich hoffe, die bekommen wir von meinem Sohn“, mischte sich Kesselschmied ein.

„Wir hätten ihn nicht laufen lassen dürfen“, beehrte wieder Sanders auf.

„Ich war bemüht, ihn zurückzuhalten“, erinnerte Kesselschmied mit einem Anflug von bitterer Ironie in der Stimme. „Leider ist er etwas fitter als sein alter Herr.“

„Seine Reaktion war ziemlich verdächtig“, beharrte Sanders. Kesselschmied schwieg.

„Kann ihr Sohn mit einer Waffe umgehen?“

„Verdammt“, mischte sich Jasmin ein und hörte mit dem Rubbeln auf. „Das ist doch ausgemachter Quatsch!“

„Meines Wissens hat mein Sohn noch nie eine Waffe in der Hand gehabt“, erwiderte Kesselschmied bemüht ruhig.

„Wissen Sie was von Drogen? Mit einundzwanzig läuft man ja wohl nicht mehr weg, nur weil einen der Papa in der Disco erwischt“, spottete Sanders.

„Jetzt hören Sie endlich auf“, fuhr Jasmin dazwischen. „Das bringt doch nichts, sich an ihm festzubeißen. Er ist schließlich nicht unser Mörder.“ Sie stockte. Sanders sah sie herausfordernd an. „Also jedenfalls...“, setzte sie wieder an.

„Es hat den Anschein, als hätte mein Sohn den Toten gekannt“, nahm Kesselschmied den Faden auf. „Wir werden mit ihm sprechen. Aber es gibt für mich keinen Grund anzunehmen, dass er an der Tat in irgendeiner Weise beteiligt sein könnte.“

„Für Sie gibt es keinen“, betonte Sanders.

„Richtig“, konterte Kesselschmied kalt. Nach einem feindseligen Blickwechsel mit seinem Stellvertreter griff er zum Telefon und wählte. Als sich jemand meldete, stellte er den Lautsprecher an.

„Oh, hätt ich mir denken können“, giftete Bernhard Kesselschmied am anderen Ende der Leitung, nachdem sich sein Vater zu erkennen gegeben hatte. „Okay, wann soll ich im Präsidium antanzen? Gleich? Oder reicht's morgen? Ich versicher dir, es besteht keine Fluchtgefahr.“

„Um acht“, erwiderte Kesselschmied.

Der Tonfall seines Sohnes wurde noch gehässiger. „Hätt' ich drauf wetten können. Keine Gelegenheit zur Schikane auslassen, was? Na, bist du schon geil drauf, mich so richtig in die Mangel zu nehmen? Aber das darfst du ja gar nicht, oder?“

Kesselschmied legte einfach auf. Mirko hatte seinen Chef noch selten mit einem so versteinerten Gesicht gesehen.

„Wieso erst morgen?“, beehrte Sanders auf.

„Weil wir jetzt Feierabend machen“, erklärte Kesselschmied eisig.

„Und in der Zeit reden Sie mit Ihrem Sohn?“

„Herr Kollege“, gab Kesselschmied noch schärfer zurück. „Ich kenne die Vorschriften – sogar schon ein paar Jahre länger als Sie.“

Objektiv, fand Mirko, hatte Sanders mit der Frage, warum ihr gemeinsamer Chef, seinen Sohn nicht gleich einbestellt hatte, Recht. Die ersten zweiundsiebzig Stunden nach einem Mord, so hieß es immer, waren die entscheidenden. Was da versäumt wurde, ließ sich später kaum wieder gut machen. Aber Sanders Unterstellung war natürlich ein Schlag unter die Gürtellinie gewesen.

Leonid Sanders war vermutlich ein U-Boot. Die Leiterin der Mordabteilung, Sybille Wächter, hatte ihn vor zehn Monaten Kesselschmieds Kommission zugeteilt, weil sie deren Leiter für zu weich hielt. Seitdem war aus einem zu kleinen, aber guten Team eine zerstrittene Truppe geworden. Seinen Auftrag, zu viel Harmonie bei der Arbeit zu verhindern, erfüllte Sanders mit Bravour. Ob er darüber hinaus auch Informationen an die Wächter weitergab, darüber konnten seine Kollegen nur spekulieren. So richtig zufrieden wirkte die Chefin der Mordabteilung mit ihrem Protégé nicht. Sanders selbst machte kein Geheimnis daraus, dass er lieber als verdeckter Ermittler im Drogendezernat geblieben wäre.

Kesselschmied fühlte sich vollkommen leer, als er heimfuhr. Nur leer. Fertig. Ausgebrannt. Er machte sich nicht wirklich Sorgen. Sein Sohn mochte unverschämt und renitent sein, aber er war kein Mörder. Doch Kesselschmied ahnte, dass ihm trotzdem jede Menge Ärger bevorstand. Sein schlechtes Verhältnis zu Bernie, der Dauer-Clinch mit seiner Chefin, die Probleme zwischen Sanders und dem Rest der Gruppe, dazu ein Mordfall im Drogenmilieu mit jeder Menge Unbekannten – das alles zusammen ergab eine wahrhaft schwer verdauliche Mischung.

Aber wenn Bernie morgen seine Rolle in diesem Geschehen nicht glaubhaft würde erklären können, dann konnte es auch passieren, dass Kesselschmied sehr schnell mit der ganzen Angelegenheit nichts mehr zu tun haben würde. Denn selbstverständlich konnte er keine Ermittlung leiten, wenn sein Sohn als Verdächtiger behandelt werden musste. Aber das würde die Situation auch nicht besser machen.

Seine Frau war schon im Bett, als er heimkam. Obwohl er sich bemühte, leise und vorsichtig zu sein, wachte sie auf, als er sich neben ihr ausstreckte.

„Oh, du...“, machte sie schlaftrunken. „Was gibt’s?“

„Nichts besonderes“, log er. „Irgendein kleiner Dealer.“

„Oh!“ Ann-Sofie wurde jetzt doch etwas wacher. „Drogen! Das könnte unangenehm werden, oder?“

„Ja, das könnte es“, murmelte er abweisend und rollte sich in seine Decke.

Zum Glück fragte seine Frau nicht weiter nach, sondern kuschelte sich nach einem flüchtigen Kuss wieder in ihre Kissen. Im Gegensatz zu ihm war sie schnell eingeschlafen.

II.

Jasmin Kunkel brauchte für ihren morgendlichen Gang vom Parkplatz ins Büro immer genau eine Zigarette lang. Diesmal versuchte sie, es auszudehnen. Sie wollte Bernie Kesselschmied nicht verheören. Aber natürlich musste sie es tun. Ihr Chef hatte sie noch in der Nacht gebeten. Er hatte sich sogar wegen der frühen Morgenstunde entschuldigt. Sie hätte ihm auch zu jeder anderen Zeit den Wunsch erfüllt. Wer hätte er sonst tun sollen? Sanders war ein Arschloch und Mirko unerfahren.

Sie kannte Bernhard Kesselschmied seit vier Jahren. Solange, wie sie mit seinem Vater zusammenarbeitete. Früher war er schüchtern, aber ziemlich nett gewesen. In den letzten zwei Jahren war er relativ selten im Büro aufgetaucht, aber wenn, dann hatte er seinen Vater mit größtmöglicher Unverschämtheit behandelt.

Jasmin liebte ihren Chef. Es war traumhaft einfach, mit ihm auszukommen, fand sie. Er konnte wunderbar zuhören. Er nahm jeden ernst, mit dem er zu tun hatte. Er war intelligent, verständnisvoll, hatte Humor, Lebenserfahrung und ein gutes Gespür, wie wichtig eine Sache wirklich war. Natürlich konnte man sich auch mit einem solchen Traumvater streiten. Aber bei Bernie Kesselschmied hatte Jasmin das Gefühl, dass sich da etwas verselbständigt hatte. Als ob er gar nicht mehr anders konnte, als jede Lebensregung seines Vaters als feindseligen Akt zu betrachten. Und wie man bei Kesselschmied so weit kommen konnte, das verstand sie nicht.

Ihr Chef fuhr erschrocken zusammen, als sie eintrat.

„Oh, Morgen, Jasmin“, stammelte er. Normalerweise war er die Ruhe selbst und sie hatte ihn noch nie stammeln hören. Er sah nicht aus, als hätte er in der Nacht auch nur eine Minute geschlafen.

„Morgen, Chef“, grüßte sie so ruhig, wie es ihr möglich war.
„Gibt es etwas Neues?“

Er schüttelte den Kopf. „Sanders ist bei seinen alten Kollegen vom Rauschgift. Vielleicht hatten die mit dem Kerl schon mal zu tun.“

„Da müssten wir schon großes Glück haben“, gab sie sachlich zurück. „Der Menge nach, die er bei sich hatte, war er keine große Nummer.“

Kesselschmied gab einen undefinierbaren Laut von sich. Der Tote interessierte ihn im Moment sichtlich wenig. Jasmin legte ihren Helm zur Seite und zog die Jacke aus.

„Kaffee?“, fragte sie ihren Chef.

Der zuckte wieder zusammen. „Oh ja, gern“, erwiderte er dann hastig. „Vielen Dank!“

Jasmin war gerade beim Einschenken, als Bernie – zwei Minuten nach acht – ins Büro polterte.

„Da bin ich“, erklärte er laut und aggressiv. „Pünktlich wie vom Erzeuger befohlen! Na, hast du die Handschellen schon bereit?“

Sein Vater sah ihn böse an. „Kannst du nicht einmal deine dummen Witze lassen?“, forderte er – nicht laut, sondern eher mit stiller, ingrimmiger Wut. „Ich hoffe, du bist zu Jasmin etwas netter“, fuhr er dann fort. „Sie kann nichts für unsere häuslichen Streitigkeiten.“

„Klar“, versicherte sein Sohn großspurig. „Ich bin immer höflich zu Damen.“

Kesselschmied warf seinem Sprössling einen ebenso verärgerten, wie hilflosen Blick zu, teilte Jasmin mit, dass er in die Pathologie fahre, und verließ den Raum.

Ohne Konterpart wirkte Bernhard auf einmal fast hilflos. Er sah sich um, offenbar unschlüssig, was er tun oder sagen sollte.

„Kaffee?“, fragte Jasmin auch ihn.

Er fuhr zusammen – wie sein Vater einige Minuten zuvor. „Äh, ja, wär nett“, stotterte er dann.

Jasmin schenkte ihm eine Tasse ein und wies ihn mit einer Geste an, auf dem Stuhl seines Vaters Platz zu nehmen. Bernhard gehorchte und drehte die Tasse in seinen Händen. Ein großer, schwarzer Steingutnapf mit der Silhouette einer Hexe, die auf ihrem Besen vor einem grellgelben Mond vorbeiflog. Fast jede Frau, die dieses Ding in die Hand bekam, wollte es auf der Stelle haben.

„Die ist aber nicht von meinem Erzeuger, oder?“, bemerkte Bernie Kesselschmied mit einem Auflachen.

„Keine Ahnung“, erwiderte Jasmin. „Duzen oder Siezen?“

„Äh, was?“, erkundigte er sich verwirrt.

„Duzen oder Siezen?“

„Keine Ahnung! Was haben wir denn sonst?“

„Da hab ich du gesagt. Aber das ist zwei Jahre her.“

„Äh, ja“, stammelte er wieder. „Irgendwie wär Siezen schon korrekt, oder?“

Sie nahm ihm gegenüber Platz. Auf den ersten Blick war er seinem eher kleinen, untersetzten Vater nicht ähnlich. Wenn man ihm allerdings ins Gesicht schaute, entdeckte man schon viel von Kesselschmied darin. Ein kantiger Kopf. Hohe, breite Stirn mit dichten, geraden Augenbrauen, Kinn und Kiefer ausgeprägt, um Mund und Augen feiner gezeichnet. Durchaus attraktiv, aber was für den zweiten Blick – und leider durch ein paar Piercings verschandelt, die nicht gerade cool wirkten. Auch seine Frisur fand Jasmin nicht sonderlich gelungen. Wie sein Vater auch hatte Bernhard widerspenstige, in alle Richtungen stehende Haare. Von Natur aus hellbraun, glaubte sie sich zu erinnern. Das war vielleicht nicht so auffällig, aber entschieden kleidsamer gewesen als das grelle Blond, das er aktuell trug. Dafür hatte er eine zu gesunde Gesichtsfarbe. Mit den

wirren, blonden Haaren und den roten Backen sah er aus wie ein ramponierter Weihnachtsengel. Aber Jasmin war nicht seine Stilberaterin, sondern ermittelnde Kriminalbeamtin.

„Dann erzählen Sie mir doch bitte, was Sie gestern Abend gemacht haben“, forderte sie ihn auf.

Er verzog das Gesicht. „Ich weiß, es war blöd, dass ich abgehauen bin“, bekannte er. „Aber wie da plötzlich mein Alter vor mir stand... Ich hatte echt keinen Bock, vor allen Leuten mit dem zu reden.“

„Ich hätte Ihren Bericht gerne von Anfang an“, verdeutlichte Jasmin und hoffte, dass ihm ihr kühler Tonfall klar machen würde, dass die Sache ernst war.

„Ja, also ich kenn den Typ flüchtig“, gestand er mit einer unwilligen Grimasse. „So vom Sehen. Ich weiß nicht mal, wie der heißt.“ Jasmin brauchte einen Moment, bis sie geschaltet hatte. Woher wusste Bernhard Kesselschmied, dass es einen Toten gegeben hatte? Woher wusste er, wer es war? „Der hat mich was wegen Internet gefragt“, erzählte er unbefangen weiter, während Jasmin noch mit ihrem Entsetzen zu kämpfen hatte. „Dass ich Informatik studier, das weißt du ja wohl.“

Sie atmete erst einmal durch und versuchte dann, ruhig und beherrscht zu klingen, als sie ihn fragte: „Welcher Typ?“

„Na, der, der da erschossen worden ist“, half er ihr bereitwillig auf die Sprünge. „Das willst du doch wissen, oder?“

„Woher weißt du, dass jemand erschossen worden ist?“

Er verstand nicht, worauf sie hinaus wollte. Er verzog nur genervt das Gesicht. „Aber das habt ihr doch gesagt“, behauptete er.

„Wir haben überhaupt nichts gesagt“, stellte Jasmin klar.

Bernhard Kesselschmied starrte sie großäugig an. „Versuchst du mich jetzt reinzulegen, oder was?“, erkundigte er sich schließlich. Es klang nicht wütend, sondern nur durcheinander.

„Du erzählst mir von einem Toten, von dem du eigentlich gar nichts wissen kannst“, erklärte sie ihm sachlich.

„Aber...“, stotterte er. „Wieso fragt ihr mich dann überhaupt?“

„Weil du gestern Nacht auf höchst verdächtige Weise davon gelaufen bist.“

Jetzt wurde er doch ärgerlich. „Aber du hast doch rumgefragt wegen dem Typ“, erinnerte er sie. „Das hab ich halt mitgekriegt. Und ich hatte keine Lust auf ein Verhör da im Club.“

„Wie heißt der Tote?“, fragte Jasmin ruhig.

„Weiß ich doch nicht“, giftete er sie an. „Das hab ich dir doch schon gesagt.“

„Was hast du dann gehört?“

„Was?“

„Was du gehört hast. Dort im Club. Von dem Mord“, wiederholte sie.

„Dass der erschossen worden ist“, erwiderte er genervt.

„Wer?“

„Aber ich hab doch schon gesagt...“, schimpfte er, brach aber plötzlich ab. Er schien langsam zu kapieren.

„Du hast gesagt, dass du ihn nicht kennst“, stellte Jasmin klar.

„Du hast also gehört, dass irgendjemand erschossen worden ist. Woher hast du gewusst, wer?“

„Die haben ihn halt beschrieben“, behauptete Bernhard, aber es klang nicht sehr überzeugt.

„Wie sah er aus?“

„Aber das wisst ihr doch!“ Der Protest kam bereits ziemlich kläglich.

„Ich will es von dir hören“, beharrte sie.

Er schaute sie feindselig an und schien eine Weigerung zu erwägen. Dann setzte er aber doch zu einer Antwort an. „Dunkle Haare. Bisschen kleiner als ich. Sonst normal. Also nicht dick oder dünn...“

Sein Blick begegnete dem ihren und er sah schnell weg. „Schwarze Nike-Jacke“, fuhr er fort. „Dunkle Hose“. Seine Stimme wurde immer zögerlicher. „Die Haare kurz. Aber nicht wie’n Fascho, bisschen länger.“ Er sah sie jetzt doch wieder an. Sein Blick bettelte um Erlösung. Gleichzeitig zeigte er Bernies ganze Hoffnungslosigkeit. „Äh, ja und dann...“, setzte er mühsam wieder an, aber ihm fiel endgültig nichts mehr ein, schon gar nichts Überzeugendes.

„Ich muss dich darauf aufmerksam machen, dass ich dich jetzt nicht mehr als Zeuge, sondern als Verdächtigen vernehmen werde“, sagte sie.

Auf seinem Gesicht zeigte sich blankes Entsetzen.

Während sich sein Sohn ins Unglück stürzte, war Kesselschmied in der Pathologie der Charité gewesen. Er hatte wenig Erhellendes erfahren. Aufgesetzter Schuss, sofortige Todesfolge, ein gängiges Kaliber, keine weiteren Verletzungen. Keine Anzeichen für illegalen Drogenkonsum, aber der Tote war starker Raucher gewesen und hatte 0,8 Promille im Blut gehabt. Ein athletischer Körper, weiche Hände. Auf dem Bau hatte der junge Mann mit Sicherheit nicht gearbeitet.

Kesselschmied fuhr weiter zum Tempelhofer Damm, wo das Labor der Spurensicherung war. Die Kleidung des Toten wies keinerlei Besonderheiten auf. Teure Markensachen, wie sie die meisten Jugendlichen trugen. Kaum Schweißspuren am T-Shirt. Offensichtlich hatte er vor seinem Tod nicht getanzt. In der Nähe der Leiche war eine Zigarettenkippe gefunden worden. Camel wie in der Tasche des Toten. Die Speichelspuren wurden gerade untersucht.

Irgendwann kam Sanders herein, sagte aber nichts, sondern hörte nur zu.

„Und Sie haben gar nichts, was uns bei der Suche nach seiner Identität helfen könnte?“, vergewisserte sich Kesselschmied bei der jungen Laborantin, die hier Wochenendschicht schieben musste

„Er heißt Ingo Hoffmann“, mischte sich Sanders ein. „Geboren am 23.5. 76 in Neumünster.“

„Na, das ist ja was“, brachte Kesselschmied verduzt hervor. „Wie haben Sie das so schnell herausgefunden?“

„Die Kollegen kannten ihn. Er ist ihnen vor kurzem bei einer Routinekontrolle ins Netz gegangen. Hatte aber kaum was dabei. Das hätte vermutlich nicht mal für Bewährung gereicht.“

Kesselschmied verabschiedete sich von der Laborantin und fragte Sanders nach Einzelheiten. Es gab nicht viel. Ingo Hoffmann war nur dieses eine Mal auffällig geworden.

„Nimmt Ihr Sohn Drogen?“, fragte Sanders plötzlich.

„Nein“, erwiderte Kesselschmied spontan.

„Sind Sie sich sicher?“, hakte sein Kollege nach, aber es klang sachlicher als in der vergangenen Nacht.

Also versuchte Kesselschmied eine ehrliche Antwort zu finden. „Ich will nicht behaupten, dass ich ein besonders gutes Verhältnis zu Bernie habe“, gab er zu. „Aber ich glaube, wenn er Drogen nehmen würde... Er würde das nicht verheimlichen. Er würde es mich zumindest merken lassen. Um mich zu provozieren.“

Im LKA in der Keithstraße hatte sich Bernhard Kesselschmieds Fassungslosigkeit inzwischen in heftige Erregung verwandelt. Er war aufgesprungen. „Sag mal, was soll'n der Scheiß?“, fuhr er Jasmin an. „Willst du mir jetzt'n Mord anhängen, oder was? – Und außerdem haben wir ausgemacht, dass du mich siezt“, fügte er hinzu.

Jasmin überhörte diese reichlich absurde Aufforderung. „Kapiert du denn wirklich nicht?“, fragte sie ihn. „Was du mir eben erzählt hast... Wenn wir hier in den USA wären und du schwarz, dann würden die dich dafür auf den Elektrischen Stuhl schicken. Ohne ein einziges Indiz mehr.“ Sie hatte kein schlechtes Gewissen wegen dieser Polemik. Political Correctness war ihrer Meinung nach vor allem gegenüber Schwachen gefordert. Die Vereinigten Staaten von Amerika aber waren ihr eher ein bisschen zu stark. Sie fand den einstigen Klassenfeind auch nach dem Fall der Mauer nicht sonderlich geheuer, und die Rhetorik nach dem Attentat von New York im Stil von „Wer nicht für uns ist, ist gegen uns“ hatte die alten Vorbehalte nur wiederbelebt.

Auch Bernhard Kesselschmied schien – trotz Westerziehung – keine allzu gute Meinung vom Justizsystem jenseits des großen Teiches zu haben. Sein ganzer Protest fiel in sich zusammen.

„Du spinnst doch“, warf er ihr vor – aber mit sehr leiser Stimme plötzlich. Alle Energie schien ihn verlassen zu haben. Er hing blass und elend in Kesselschmieds bequemem Bürosessel, und sein Blick flehte um Hilfe. „Du drehst doch alles um, was ich sag...“

Jasmin erlaubte sich etwas mehr Emotionen. „Verdammt, nein“, schimpfte sie. „Woher weißt du, wer erschossen worden ist? Woher weißt du es? Du bist mit ihm raus, um dich übers Internet zu unterhalten“, half sie ihm auf die Sprünge. „Trotz Gewitter. Und dann?“

Bernhard atmete durch. „Wir sind die Straße lang“, setzte er an. Zumindest dieser Teil seiner Geschichte schien zu stimmen. „Zu dem Park hin. Aber es hat immer doller geschifft. Also hab ich ihm gesagt, dass ich zurück gehe und er mich anrufen soll.“

„Hatte er deine Nummer?“, unterbrach Jasmin.

„Ich hab sie ihm gegeben“, behauptete Bernhard.

„Hast du Visitenkarten?“

„Nee, ich hab...“, setzte er an, unterbrach sich aber und stöhnte gequält. „Scheiße!“

„Aufgeschrieben? Bei dem Regen?“, hakte Jasmin nach. Als nächstes würde er ihr erzählen, dass der andere die Nummer in sein Handy einprogrammiert habe. Auch das würde sie ihm angesichts des Wetters und seiner Reaktion gerade eben nicht abnehmen.

Aber er probierte es nicht mal. „Ja, gut, ich hab nur gesagt, dass ich keinen Bock mehr hab und er sich seinen Scheiß sonst wo hinstecken kann... Dann bin ich zurück.“

„Und dann?“, fragte Jasmin.

„Ich bin zurück“, versetzte er, die Stimme wieder aggressiver, den Blickkontakt abgebrochen. „In den Club. Ich hab getanzt.“

Er schien völlig verdrängt zu haben, dass er sein Wissen über den Mord immer noch nicht erklärt hatte. Jasmin sah ihn schweigend an.

„Du glaubst mir echt nicht, was?“, wollte er ziemlich konsterniert wissen.

„Nein“, erwiderte sie.

Er verzog das Gesicht und stöhnte: „Ihr könnt mir doch nicht echt 'nen Mord anhängen“, warf er ihr vor.

„Uns bleibt langsam keine andere Wahl mehr“, erklärte sie ihm.

Bernhard stöhnte wieder und schloss für einen Moment die Augen. Er saß jetzt angespannt da, den Oberkörper nach vorne gebeugt. Die Finger seiner rechten Hand spielten nervös mit denen der linken.

„Okay, ich hab verstanden“, sagte er schließlich. „Du willst wissen, woher ich weiß, dass es Ingo war, den sie umgebracht haben?“

„Ingo?“, vergewisserte sich Jasmin.

„Ja, er heißt Ingo und ich hab ihm mal meine Nummer gegeben.“

„Und sonst?“

„Weiß nicht.“

„Woher kanntest du ihn?“

„Ich hab ihn zwei-, dreimal im Underground getroffen. Ich hab ihm erzählt, dass ich Informatik studier, da hat er mich ständig was gefragt, wenn er mich gesehen hat.“

„Was hat er gemacht?“

„Ich glaub BWL. Weiß ich aber nicht mehr genau.“

„Hast du seine Telefonnummer?“

„Nee, daran hatt ich kein Interesse. Ich mein, er hat mich ziemlich genervt.“

„Hast du gewusst, dass er dealt?“

Bernhard sah erschrocken auf, dann senkte er – einen Moment zu schnell – den Blick und schüttelte heftig den Kopf. „Nee, keine Ahnung! Wie gesagt, ich kannte ihn kaum.“

Jasmin beließ es fürs Erste dabei. „Und was weißt du nun von dem Mord?“

Er atmete sichtbar auf. „Es war so, wie ich gesagt hab. Wir sind zusammen raus. Er nervt mich. Ich geh zurück. Und plötzlich hör ich den Schuss...“

„Bei dem Gewitter?“, unterbrach Jasmin ihn.

Er sah auf. „Ja, ich hab’s gehört“, versicherte er heftig. Es klang glaubhaft. „Verdammt ich... ich weiß es klingt blöd, aber ich bin hingerannt. So richtig instinktiv. Schauen, was los ist. Da hab ich ihn dann liegen sehen. Und da hab ich natürlich Schiss bekommen und bin abgehauen.“

„Und hast weitergetanzt?“, erkundigte sich Jasmin ironisch.

Er seufzte. „Na ja, getanzt nicht grade. Ey, ich war völlig durcheinander. Da draußen lief ein Mörder rum. Was sollte ich denn machen? Ich hat ’ne Scheiß-Angst. Vielleicht war der ja noch irgendwo und hat mich gesehen.“

„Warum hast du nicht die Polizei geholt?“, fragte Jasmin.

„Weiß nicht“, gestand er kleinlaut. „Also... Also erst mal war ich total geschockt und dachte, was ist nun, wenn der mich gesehen hat und so, und... Ich weiß auch nicht. Ich hätt auch erst mal was zum Telefonieren suchen müssen. Ich hab kein Handy. Ich mag die Dinger nicht. Irgendwann hab ich dann mitgekriegt, dass ihr schon rumfragt. Also dachte ich, ich brauch nichts mehr sagen.“

Jasmin unterdrückte ein Seufzen. Vermutlich war er inzwischen bei etwas angelangt, was der Wahrheit zumindest sehr nahe kam. Wenn er ihr das gleich erzählt hätte, wäre die Sache okay gewesen. So aber blieb er verdächtig mit drei großen Ausrufezeichen.

Kesselschmied sah sofort, dass etwas nicht stimmte, als er in sein Büro kam. Es war nicht die finstere Miene und die offensichtliche Gereiztheit seines Sohnes, die ihn alarmierte. Dem Grund von Bernies Launen auf die Spur zu kommen, das hatte er schon lange aufgegeben. Nein, es war Jasmins Blick, der ihm verriet, dass sich sein Sprössling absolut nicht hatte entlasten können. Seine Mitarbeiterin sah kühl und gefasst aus. Sie gehörte zu den Menschen, deren Selbstbeherrschung umso stärker aktiviert wurde, desto schlimmer die Umstände waren. Ihr kurzer Blick sagte Kesselschmied genug.

Er sah zu seinem Sohn. Bernie stellte auch prompt sein nervöses Getrommel auf der Schreibtischplatte ein und blickte böse zurück. Aber hinter seiner Wut meinte Kesselschmied auch etwas sehr Kleinalautes zu entdecken.

„So, was gibt es?“, fragte er.

Jasmin sah ihn noch einmal an. Dann bat sie Bernie. „Wartest du bitte draußen?“

Der zog einen Flunsch.

„Und wenn du alles noch schlimmer machen willst, dann hau bloß ab“, schob Jasmin mit einer gefährlich sanften Stimme nach. Die Drohung klang nur an. Ihr normaler Tonfall war weitaus forsch. „Dann ist wirklich die Kacke am Dampfen.“

„Ich hab keinen Grund abzuhauen“, maulte Bernie.

„Was ist los?“, fragte Kesselschmied, als sich die Tür hinter seinem Sohn geschlossen hatte.

„Wir können ihn nicht laufen lassen“, erwiderte seine Mitarbeiterin sachlich. „Er hat mir leider unheimliche Scheiße erzählt.“

Sie berichtete knapp und ohne sichtbare Emotionen. „Ich vermute, zum Schluss war’s halbwegs die Wahrheit“, erklärte sie. „Warum er vorher gelogen hat, weiß ich nicht. Ich bin mir aber ziemlich sicher, dass er von den Drogengeschäften dieses Ingo wusste. Andererseits war er wirklich verblüfft, dass ich ihn ernsthaft als Verdächtigen behandelt habe.“

Kesselschmied schwieg. Er wusste, was das bedeutete. Er musste den Fall abgeben. Sofort. Alles andere würde ihm als Versuch ausgelegt werden, seinem Sohn mit illegalen Mitteln zu helfen. Das würde Bernies Situation nicht besser machen. Aber der Gedanke, sein Kind quasi auszuliefern... Auch wenn es nur an einen Kollegen war, auf dessen Redlichkeit er eigentlich vertraute. Verdammte, Bernie war nicht schuldig, auch wenn er sich noch so blöd benahm! Aber welchem seiner Kollegen traute er schon zu, die Sache mit dem nötigen Fingerspitzengefühl zu behandeln. Eigentlich nur Hannes! Aber Johannes Heller, sein ehemaliger Stellvertreter und guter Freund, war derzeit völlig damit beschäftigt, zu klären, ob ein Frührentner aus Niederschöneweide seine Lebensgefährtin vorsätzlich umgebracht oder im Affekt erschlagen hatte. Sybille Wächter würde den Fall wohl an Guido Gheorge weitergeben, dessen Kommission turnusgemäß als nächste Bereitschaft hatte. Gheorge war kein schlechter Kriminalbeamter. Aber ein bisschen rotzig. Immer von

dem Wunsch nach schnellen, klaren Ergebnissen getrieben. Alles andere als einfühlsam. Einer, der dazu neigte, jeden Verdächtigen als potentiellen Verbrecher abzukanzeln. Absolut niemand, dem Kesselschmied seinen schwierigen Sohn anvertrauen wollte. Aber er hatte keine Wahl.

„Dann werde ich mal die Wächterin anrufen“, sagte er. Zu allem Überfluss war Sybille Wächter, die Leiterin des Morddezernats, auch noch seine erklärte Feindin. Sie würde mit Wonne ihren Finger in die Wunde bohren.

„Sollten wir uns nicht lieber sofort seine Wohnung ansehen?“, schlug Jasmin vor. „Wo er schon mal hier ist.“

„Das kann ich doch nicht“, gab er zurück.

„Wenn ich Breschnew mitnehme, dann kann uns nicht einmal die Drachenlady was unterstellen“, erwiderte Jasmin. Breschnew war Leonid Sanders, die Drachenlady Sybille Wächter. Kesselschmieds liebste Mitarbeiterin mochte die beiden genauso wenig wie er. „Ich meine, es kann ihn doch nur entlasten, wenn wir möglichst schnell nachschauen und nichts Verdächtiges finden?“, schob sie nach.

Kesselschmied nickte.

„Wo ist Sanders?“

„Noch in Tempelhof beim Rauschgift. Er will die aktuellen Erkenntnisse zum Underground und den anderen Discos in der Gegend abfragen.“

„Er soll dort gleich ein Team vom Erkennungsdienst auftreiben“, schlug Jasmin vor. „Wo wohnt Ihr Sohn?“

„Charlottenburg, nicht weit von der TU.“

Während Jasmin telefonierte, hatte Kesselschmied das Gefühl, seinen Sohn an irgendwelche dunklen Mächte verraten zu haben. Er hatte keine Angst, dass in Bernies Wohnung etwas Belastendes gefunden würde. Aber allein die Tatsache, dass er eine Hausdurchsuchung bei seinem eigenen Sohn anordnete... Dabei hätte er das

gestern Nacht schon tun sollen. Jetzt konnten böswillige Interpreten behaupten, dass alle belastenden Dinge bereits vernichtet worden seien. Aber Kesselschmied hatte sich gedrückt. Mit einer spontanen Aktion in der Nacht, so war es ihm vorgekommen, hätte er den Anschein erweckt, als würde er seinem Sohn tatsächlich misstrauen. Und das hatte er nicht gewollt – nicht vor den Kollegen, nicht vor Sofie und nicht vor Bernie selbst. Aber nun hatte er mit dieser Feigheit seinem Sohn eine wichtige Chance genommen, sich zu entlasten. Doch gestern hatte er nicht gedacht, dass Bernie diese Chance brauchen würde. Jetzt war es zu spät.

Er stand auf und öffnete die Türe. Zu seiner Erleichterung war sein Sohn noch da. Bernie sah ihn mit einem albern-verlegenen Grinsen an. Es wirkte auf Kesselschmied wie die stumme Aufforderung, doch endlich das ernste Getue sein zu lassen. Leider konnte er das nicht. Bernie merkte das auch und wandte den Blick ab. Kesselschmied war dankbar, dass Jasmin die Initiative ergriff.

„Hast du deinen Hausschlüssel dabei?“, fragte sie.

Bernie nickte verblüfft.

„Dann gib ihn uns bitte.“

„Wieso?“

„Hausdurchsuchung.“

Das verschlug ihm für einen Moment die Sprache. „Habt ihr denn einen Durchsuchungsbefehl?“, fragte er dann. Es klang bemüht, nicht wirklich aggressiv. Kesselschmied war froh, dass sein Sohn sich ganz auf Jasmin konzentrierte, anstatt die Angelegenheit zu einem weiterem familiären Machtkampf zu machen.

„Wir können uns ohne Probleme einen besorgen“, erwiderte Jasmin. „Aber vielleicht kooperierst du ja mit uns.“ Sie machte das prima, musste Kesselschmied gestehen. Sie blieb hundert Prozent sachlich, ohne dabei kalt zu wirken. Bernie überlegte einen Moment,

dann warf er seinen Schlüsselbund mit einer bemüht lässigen Gebärde auf den Schreibtisch.

„Danke“, sagte Jasmin. Kesselschmied atmete erleichtert auf.

Seine Mitarbeiterin zog los, und der Kommissar hatte die unangenehme Aufgabe, die nächsten Stunden in Gesellschaft seines Sohnes zu verbringen. Noch leitete er die Ermittlung. Noch durfte er nicht privat mit ihm reden, aber natürlich auch kein offizielles Verhör führen. Eine grausame Situation! Er versuchte, Bernie das Problem zu erklären. Dabei kam er sich selbst vor wie ein Verbrecher. Man konnte doch nicht solche Sachen zu seinem eigenen Sohn sagen, ohne den Anschein zu erwecken, man hielt ihn wirklich für kriminell. Kesselschmied hätte am liebsten auf die ganzen Regeln gepfiffen. Aber damit würde er nur Ärger heraufbeschwören – und zwar vor allem für Bernie. Jeden Versuch, seinem Sohn zu helfen, während er noch die Ermittlungen leitete, würden Sybille Wächter oder Leonid Sanders nicht nur als Regelverstoß werten, sondern auch als Indiz, dass Bernie solch illegalen Aktionen nötig hatte. Kesselschmied seufzte wieder schwer.

Doch Bernie schienen seine Nöte gar nicht zu kümmern. „Geht klar“, unterbrach er das Entschuldigungsgestammel seines Vaters rigide. „Habt ihr'n paar Spiele auf'm Rechner?“

Er lud sich dann das „Moorhuhn“ aus dem Internet herunter und ballerte wild drauf los. Kesselschmied saß ihm gegenüber und versuchte so zu tun, als würde er trotz der furchtbaren Situation und trotz der nervenzerfetzenden Geräuschkulisse, die das Massensterben der virtuellen Hühner begleitete, noch arbeiten können. Er hoffte, dass Jasmin und Sanders sich beeilen würden. Immerhin wohnte Bernie nicht weit. Andererseits wusste Kesselschmied auch, wie weit es mit der Ordnungsliebe seines Sohnes her war. Bernies

Bude würde die Spurensicherung vor eine anspruchsvolle Aufgabe stellen.

„Brauchst du was?“, fragte er seinen Sohn irgendwann. „Essen, Trinken?“

„Nä“, gab Bernie unfreundlich zurück ohne sein Geballer einzustellen. „Die sollen sich gefälligst beeilen. Was treiben die eigentlich die ganze Zeit? Soviel hab ich doch gar nicht. Wenn die mir was kaputt machen, Rechner oder so, dann kriegt ihr die Rechnung, damit du das nur weißt. Und außerdem muss ich um eins an der Uni sein.“

Besonders besorgt wirkte er nicht. Kesselschmied dagegen war es schon wieder peinlich, dass er so etwas auch nur registrierte. Als ob er glauben könnte, dass sein Sohn Grund zur Besorgnis hatte!

„Bernie“, bat er. „Heute Abend ist das nicht mehr mein Fall. Dann können wir reden. Bitte sag dann, was los ist.“

„Nichts ist los“, giftete sein Sohn und steigerte die Frequenz seines Geballers um mindestens fünfzig Prozent. „Gar nichts! Ich hab euch alles gesagt. Eure Schuld, wenn ihr das nicht glaubt.“

Kesselschmied konnte sich nicht helfen, aber er hatte das Gefühl, dass es einen Grund für soviel Abwehr gab. Noch einen anderen als Bernies Wunsch, seinem Vater irgendwelche alten Zwistigkeiten heimzuzahlen.

Sanders kämpfte einen stummen Kampf zwischen Pflicht und Neigung. Vor ihm standen vier vermutlich defekte Computer. An allen klebten gelbe Zettelchen, auf denen in schwer entzifferbaren Krakeln Name und Telefonnummer des Besitzers standen sowie irgendwelche Kürzel, die wohl auf das zu behebende Problem hinweisen sollten. In der Wohnung eines Informatikstudenten eine

harmlose Sache. In der Wohnung eines Verdächtigen war jeder PC natürlich das Erste, was beschlagnahmt wurde. Sanders hatte aber keine Lust, neben Bernhard Kesselschmieds eigenem Computer auch noch diese vier einzupacken, registrieren zu lassen und darauf zu warten, dass sie von den ständig überlasteten LKA-Experten durchgecheckt wurden. Andererseits brauchte er irgendetwas. Trotz gründlicher Suche, trotz Drogenhund hatten er und das Team der Spurensicherung bislang nichts Belastendes gefunden. Irgendwie hatten sie überhaupt nichts gefunden. Ein erster Blick auf die Fingerabdrücke legte den Schluss nahe, dass sie samt und sonders von der gleichen Person stammten. Es gab keine private Post, kein Adressbuch, keine Nachrichten auf dem Anrufbeantworter... Abgesehen von den gelben Klebezetteln an den Computern ließ nichts darauf schließen, dass Bernhard Kesselschmied überhaupt soziale Kontakte hatte. Sanders riss die Zettel ab. Immerhin standen Telefonnummern darauf. Das sollte fürs Erste reichen.

Er beschloss, die Suche zu beenden. Der Hund hatte zwar gelegentlich Anzeichen von Interesse gezeigt, aber nichts zu Tage gefördert. Wenn Kesselschmieds Sohn dealte, dann hatte er inzwischen dafür gesorgt, dass die Wohnung sauber war. Sanders fragte sich, ob sein Chef mit Absicht für die Verzögerung gesorgt hatte. Er konnte es sich nicht wirklich vorstellen. Aber so oder so, der Alte würde noch schwitzen müssen.

„Wir gehen“, informierte er Jasmin Kunkel.

Die nickte kühl. „Wie Sie meinen.“

Dabei konnte sie kein Interesse haben, länger zu bleiben und vielleicht doch noch was zu finden. Aber die Kunkel war ein Profi. Manchmal hatte Sanders Lust, seine Kollegin bei einer Schwäche zu ertappen. Aber es war ihm klar, dass es nicht einfach sein würde. Also ließ er es. Fachlich gab's an ihr nicht viel auszusetzen. Sanders hielt nicht allzu viel von Frauen bei der Kripo, aber die Kunkel –

Schneewittchen, wie er sie wegen ihres Aussehens im Geheimen nannte – hatte die Fähigkeiten für ihren Job. Da waren die meisten Männer, mit denen er bisher hatte zusammenarbeiten müssen, größere Blindgänger gewesen. Doch Jasmin Kunkel stand bedingungslos auf der Seite von Kesselschmied. Sanders mochte seinen neuen Chef nicht. Er verabscheute Chefs grundsätzlich, aber mit Kesselschmied stimmte die Chemie überhaupt nicht. Anfangs hatte Sanders den Alten für völlig unfähig gehalten. Das hatte er inzwischen revidiert. „Onkel Rick“, wie er genannt wurde, hatte seine verborgenen Qualitäten. Auf eine scheinbar lasche, großväterliche Tour kam er doch irgendwie zu seinen Ergebnissen. Sanders konnte so nicht arbeiten. Aber das war noch nicht alles. Als verdienter Ausbildeonkel glaubte der Alte zu jedem Mitarbeiter eine freundlich-harmonische Beziehung aufbauen zu müssen und war beleidigt, wenn man da nicht mitspielte. Irgendwo gefiel es Sanders, dass diese Tour seines Chefs ausgerechnet beim eigenen Sohn auch nicht ankam.

Als er das Auto eingeparkt hatte und ins Büro kam, war Bernhard Kesselschmied schon weg und Schneewittchen erstattete Bericht. Der Alte sah nicht glücklich aus. Es musste ihm klar sein, dass das alles seinen Sohn nicht wirklich entlastete.

„Wir haben absolut nichts gefunden“, stellte Sanders klar. „Keine Fingerabdrücke von Besuchern, keine Adressen, keine Kondome... Sind Sie sich sicher, dass Ihr Sohn nicht noch 'ne Zweitwohnung hat?“

Sein Chef ging auf die Provokation nicht ein. „Ich denke, Adressen hat er im Computer“, erwiderte er bemüht sachlich. „Und seine Freundin ist im Moment mit ihren Eltern im Urlaub.“

Mit den Eltern im Urlaub? Wie alt war die Frau? Zwölf? Das würde das Fehlen von Kondomen gewissermaßen erklären. Oder be-

trachtete man es in Kesselschmieds gutbürgerlichen Kreisen als normal, wenn erwachsene Kinder ihre Eltern in die Ferien begleiteten?

„Ihr Sohn ist einundzwanzig“, bemerkte Sanders also mit gebotener Süffisanz. „Da wird's doch'n bisschen mehr geben als'n Mädels, das noch mit Mama und Papa verweist.“

„Soweit ich weiß nicht“, gab sein Chef mit mühsam unterdrücktem Ärger zurück. Dabei zeigte der Alte selten Ärger. Der kleine Seitenhieb schien angekommen.

„Das bringt doch alles nichts“, mischte sich die Kunkel ein. „Wir werden diesen Fall nicht bearbeiten, also brauchen wir auch keine sinnlosen Diskussionen führen.“

Sanders Chef sah plötzlich alt und geschlagen aus. Aber er nickte.

Polizeioberärztin Sybille Wächter war in Kesselschmieds Augen der lebende Beweis dafür, dass Menschen oft wirklich bis zur Stufe ihrer Unfähigkeit befördert wurden. Sie hatte eine steile Karriere im Wirtschaftsdezernat gemacht. Völlig zu Recht. Sie war eine ebenso kompetente wie kompromisslose Ermittlerin gewesen, vor allem aber ein Organisationsgenie, wenn Großeinsätze ins Haus standen. Anstatt nun aus dieser Tatsache zu schließen, dass die Frau auf ihrem Posten genau richtig war, hatten sowohl Sybille Wächter wie einige hohe Tiere im LKA gemeint, soviel Erfolg müsse zwangsläufig zu einem Schritt auf der Karriereleiter führen. Da die Dezernatsleitung in der Wirtschaftskriminalität auf absehbare Zeit in festen Händen war, wurde also das freigewordene Morddezernat quasi in Geschenkpapier gewickelt und mit roter Schleife übergeben. Seitdem hatte Sybille Wächter kaum mehr Gelegenheit gehabt, ihre

Fähigkeiten unter Beweis zu stellen, aber dafür alle ihre Schwächen offenbart: krankhaftes Misstrauen, ebenso ungesunden Ehrgeiz, Machtkämpfe jenseits des Vernünftigen verknüpft mit pseudo-emanzipatorischen Zicken und völliger Beratungsresistenz. Jedenfalls sah Kesselschmied das so. Es gab andere Kollegen, denen Sybille Wächters Energie und ihr Durchsetzungsvermögen auch weiterhin imponierten.

Kesselschmied erkannte die Existenz dieser beiden Eigenschaften zwar an, fand aber, dass sie fehlgeleitet wurden. Er nahm seiner Chefin übel, dass sie Jasmin konsequent jede Beförderung verweigerte, weil sie keine erfolgreichen Frauen neben sich duldeten. Er nahm ihr übel, dass sie Mirko Behringer öffentlich zum unfähigen kleinen Idioten stempelte, nur weil der mit seinem Charme sämtliche Sekretärinnen im Haus um den Finger wickeln konnte. Er konnte ihr auch nicht verzeihen, dass sie ihm einen menschenfeindlichen Undercover-Ermittler aus dem Rauschgiftdezernat gegen dessen Willen aufgehalst hatte, nur weil sie sich mit dessen früherer Erfolgsbilanz schmücken wollte. Außerdem kreierte er ihr an, dass sie sich nie wirklich mit den Arbeitsmethoden der Mordkommission und schon gar nicht mit dem Stil einzelner Kommissionsleiter auseinandergesetzt hatte, dafür aber mit unqualifizierten „Härter durchgreifen“-Parolen in die Arbeit funkte. Sie stellte sich auch nie vor ihre Leute, wenn es Probleme gab, sondern bauschte die Kritik von außen noch auf. „Wie soll ich das der Öffentlichkeit erklären?“, war einer ihrer Lieblingssätze. Und zuguterletzt meinte sie, jedem Mann persönlich beweisen zu müssen, dass sie zu Recht über ihm in der Hierarchie stand – vor allem, wenn dieser Mann älter und erfahrener war. Verständnis und Einfühlungsvermögen pflegte sie als Schwäche auszulegen. Und dieser Frau musste Kesselschmied nun gestehen, dass sein Sohn Verdächtiger in einem Mordfall war. Ihr musste er alle weiteren Entscheidungen überlassen!

Sie war natürlich nicht im Büro. Schließlich war Samstag. Also rief er sie an. Sie unterbrach ihn sehr schnell und erklärte, sie würde ins LKA kommen. Kesselschmied wartete eine äußerst zermürbende dreiviertel Stunde lang. Es war ihm selten so schwer gefallen, Haltung zu bewahren. Was er an Sybille Wächter besonders schwer ertragen konnte, war ihre hysterische Art, sich zum Opfer jeglicher misslichen Umstände zu machen. „Was Ihr Sohn?“, unterbrach sie seine Erklärung schnell mit ebenso schriller, wie falscher Erregung. „Mein Gott, Kesselschmied, das hätte ich nun wirklich nicht erwartet. Wie konnte das passieren? Können wir uns denn jetzt nicht einmal mehr darauf verlassen, dass unsere eigenen Beamten ihre Kinder von kriminellen Aktivitäten fernhalten? Das hat wirklich noch gefehlt. Gerade in einer politischen Lage wie der augenblicklichen.“ Kesselschmied konnte absolut nicht erkennen, was das Attentat von New York und die amerikanischen Kriegsdrohungen gegen Afghanistan mit dem Verdacht gegen Bernie zu tun hatten. Die Bereitschaftspolizei hatte unter der Angst vor weiteren Anschlägen und den verschärften Sicherheitsvorschriften zu leiden, aber doch nicht das Morddezernat. Aber solch wirren Argumente waren typisch für Sybille Wächter. Ihm wäre jede offene Bosheit lieber gewesen. Ob er überhaupt fähig wäre, ihr zu sagen, für wie dumm und widerlich er sie hielt? Er bezweifelte, dass es ihm gelingen würde, ihr das ganze Ausmaß seiner Antipathie klar zu machen. Außerdem waren das fruchtlose Gedanken. Er würde es nicht tun, nicht mal andeuten. Denn damit würde er Bernie und sich selbst nur in Schwierigkeiten bringen. Und das war diese Frau nicht wert. Sollte sie doch eine einsame, böse Neurotikerin mit gestörter Wahrnehmung von der Wirklichkeit bleiben.

Er reagierte also gar nicht. Er konnte das ziemlich gut. Und er wusste, dass er seine Chefin damit zur Weißglut brachte. Denn

Sybille Wächter wollte erleben, dass ihre Angriffe auch trafen. Vielleicht wäre es weiser, ihr diese Genugtuung zu verschaffen, überlegte Kesselschmied. Aber er konnte sich nicht verstellen. Irgendwie waren sie beide in ihren Rollen gefangen. Sie in ihrem reflexhaftem Dreinschlagen, er in der provokanten Regungslosigkeit, in die er immer verfiel, wenn ihm Dinge nicht passten, er sie aber nicht ändern konnte.

Endlich meinte seine Chefin, genug Aufregung demonstriert zu haben. „Angesichts dieser ebenso bedauernswerten wie ärgerlichen Umstände“, erklärte sie, „bleibt uns keine Wahl, als Sie, Kesselschmied, für die Dauer der Ermittlung zu beurlauben und den Fall Ihrem Stellvertreter zu übertragen.“

Diese Eröffnung ließ Kesselschmied nun doch aus allen Wolken fallen. „Das geht doch nicht“, stammelte er entsetzt. „Das ist doch unmöglich.“

Doch nun gab Sybille Wächter die Kalte, Beherrschte. „Ich wüsste nicht, was ich anderes tun könnte.“

„Den Fall einer anderen Kommission übertragen natürlich“, protestierte Kesselschmied.

„Bei unserer derzeitigen Überlastung können wir unmöglich ein solches Durcheinander verkraften“, behauptete sie.

„Aber das wäre doch kein Problem“, versuchte er verzweifelt zu argumentieren. „Ich müsste nur mit Gheorge tauschen. Das ist doch...“

„Kesselschmied“, unterbrach sie ihn scharf. „Diese Entscheidung müssen sie schon mir überlassen.“

„Aber ich habe nur drei Mitarbeiter. Die können doch unmöglich allein...“

„Ihr Team ist auch nicht größer, wenn jemand regulären Urlaub hat. Außerdem sind Ihre Leute bereits mit dem Fall befasst.“

„Die Ermittlungen haben doch kaum begonnen“, hielt er dagegen. In der Vergangenheit hatte sie oft genug jemanden mitten in der Arbeit von einem Fall abgezogen und mit einem anderen betraut, weil ihr das so opportun erschien.

„Kesselschmied, diese Sache entscheide ich“, erinnerte sie.

Ihr einziges wahres Argument, dachte er bitter. Er probierte es trotzdem. „Frau Wächter, nichts gegen Sanders, aber er hat keinerlei Führungserfahrung. Er hat noch nie Ermittlungen geleitet.“

„Hauptkommissar Sanders ist ihr offizieller Stellvertreter“, erinnerte sie.

Und als solcher eine Fehlbesetzung, dachte Kesselschmied bitter. Leonid Sanders war ein höchst erfolgreicher, beinhardter Undercover-Ermittler im Drogenmilieu gewesen. Ein mehr als zäher Arbeiter. Ein knallharter Verhörspezialist. Kesselschmied hatte in den zehn Monaten, die er nun mit ihm zusammenarbeiten musste, gelernt, Sanders Fähigkeiten einzusetzen – dort, wo er eine Brechstange brauchte. Aber er hielt ihn tunlichst von allem fern, wo Einfühlungsvermögen oder auch nur schlichte Höflichkeit gefragt waren. Sanders war ein scharfer Hund und Kesselschmied überlegte dreimal, bevor er ihn von der Kette ließ.

Er war im Drogendezernat rausgeflogen, weil er einen Dealer erschossen hatte. Zwar in Notwehr, aber es hatte Anlass für viel böses Gerede gegeben. Kesselschmied nahm an, dass es im ganzen LKA niemanden gab, der sich Sanders als Vorgesetzten vorstellen mochte. Er war ein Einzelgänger, der dann am besten arbeitete, wenn er seine Freiheiten hatte. Er kam nicht mit Vorgesetzten klar und hielt Untergebene für lästige Idioten. Kesselschmied musste für gewöhnlich einen Gutteil seiner Energie darauf verwenden, die Wogen zwischen seinem ungehobelten Stellvertreter und dem Rest des Teams zu glätten. Leonid Sanders als allein verantwortlicher Chef von Mirko und Jasmin: die Vorstellung war für ihn eine schlichte Katastrophe.

Und dann war auch noch Bernie verwickelt. Kesselschmied wurde richtig schlecht, wenn er sich das ausmalte.

„Also gut, das wäre erledigt“, unterbrach seine Chefin seine Gedanken. „Ihnen tut ein wenig Erholung sicher gut und Ihre Frau wird Ihren Beistand auch zu schätzen wissen.“

Kesselschmied verstand wieder mal, wie Morde im Affekt passieren konnten.

Leonid Sanders glaubte, seinen Ohren nicht zu trauen, als der Alte sein Team über die Entscheidung der Dezernatsleiterin unterrichtete. Wie zum Teufel konnte sein Chef solchem Unsinn nur zustimmen? Wo es sogar um seinen eigenen Sohn ging? Natürlich war Kesselschmied einer dieser weltfremden Bürgerlich-Liberalen, die alles in Harmonie und Verständnis regeln wollten. Aber selbst so einer musste doch irgendwelche Urinstinkte zur Verteidigung der eigenen Brut aktivieren können.

Sanders fragte sich, ob seinem Chef denn überhaupt nicht klar war, was Drogen-Milieu bedeutete. Was sollte er da mit dem Behringer anfangen? Einem niedlichem Schwulen ohne viel Berufserfahrung, der noch jünger aussah, als er war. Einem, der zwar bürgerliche Zeugen – vor allem Frauen und Kinder – gnadenlos beschwatzen konnte, aber so respektinflössend wie Bugs Bunny wirkte. Und mit Schneewittchen konnte Sanders bei aller Kompetenz auch nicht viel anfangen. Im organisierten Verbrechen wurde nur eine Art von Frauen akzeptiert: Nutten.

Doch der Alte schien bereits resigniert zu haben. Also musste Sanders die Sache selber in die Hand nehmen. Er suchte Sybille Wächter auf. Er mochte die Alte nicht. Sie war eine intrigante Kuh, der ihr eigenes Renommee vor allem anderen kam. Ihr persönlich

hatte er es zu verdanken, dass er den Job verloren hatte, der ihm wirklich zu hundert Prozent gepasst hatte und stattdessen in dieser geschissenen Mordkommission gelandet war mit dem trantütigen Onkel Rick Kesselschmied als Vorgesetztem. Aber trotz allem hielt er die oberste Mordchefin für intelligent genug, einzusehen, dass er unmöglich diese Ermittlungen übernehmen konnte.

Doch die blöde Kuh weigerte sich, intelligent zu sein.

„Gerade Sie mit Ihren Erfahrungen im Drogenmilieu“, meinte sie.

Sanders fragte sich, ob sie nur so hirnerbrannt tat oder ob sie es wirklich war. „Dort bin ich als harmloser Kleindealer namens Gerd bekannt“, versuchte er, ihr klar zu machen. „Mir sind völlig die Hände gebunden.“

„Aber diese falsche Identität brauchen Sie doch nicht mehr“, sagte sie. „Ich sehe nicht, wo da ein Problem sein soll.“

„Ich kann da jederzeit auf jemanden stoßen, der mich als Gerd kennt.“

Sie schaltete von Naivität auf Härte. „Haben Sie Angst?“, provozierte sie.

Sanders hätte sie am liebsten bei den Haaren genommen und ihr dummes Gesicht auf die Schreibtischplatte geklatscht. „Ich hab jedenfalls nicht vor, für die Ignoranz meiner Vorgesetzten den Kopf hinzuhalten“, schrie er sie an. „Ich habe diese Leute seit Jahren verarscht. Was denken Sie, wie die reagieren, wenn das rauskommt?“

War natürlich ein Fehler gewesen, zu schreien. Einer, der ihm selten passierte. Sie verbat sich seinen Ton mit arroganter Miene und hatte sogar noch die Stirn, ihn daran zu erinnern, dass sie sich nach der Sache mit dem erschossenen Dealer seiner angenommen hätte.

„Soll ich Ihnen etwa dafür dankbar sein?“, höhnte er böse. „Für eine Versetzung in Onkel Ricks Kuscheltruppe, oder wie immer man das nennt?“

Sie sah ihn beleidigt an, ging aber nicht darauf ein. „Sie haben schließlich auch noch Mitarbeiter“, behauptete sie.

„Den Behringer?“, protestierte er. „Mit Null Erfahrung? Oder die Kunkel? Für Ermittlungen im Drogen-Milieu?“

„Die tut doch immer so tough und den kleinen Behringer haben sie neulich selber verteidigt.“

Neulich war vor vier Monaten gewesen. Da hatte er Mirko Behringer tatsächlich – mehr als zähneknirschend – gegen absurd unangebrachte Vorwürfe der gemeinsamen Chefin in Schutz genommen. „In dem Metier hat man schon verloren, wenn man erst beweisen muss, dass man sich durchsetzen kann“, versuchte er zu erklären. „Ich brauche Leute, denen man das ohne Demonstration abnimmt. Das heißt im Klartext: Keine Frauen und...“

„Na, hören Sie“, empörte sich seine Vorgesetzte. „Wo kämen wir da hin...“

Er unterdrückte wieder mühsam einige klare Worte. „Das Problem ist nicht Frau Kunkel“, versuchte er es noch einmal. „Das Problem ist auch nicht der Behringer. Das Problem ist, dass ich nur die beiden habe.“

„So ist nun mal unsere Situation“, behauptete die Wächter leichthin. „Aber Sie werden das schon schaffen. Ich habe da völliges Vertrauen zu Ihnen, Herr Sanders.“

Der plötzliche Taktikwechsel verblüffte ihn völlig. Er hätte sie einschüchtern müssen. Wenn er jetzt noch weiter argumentieren würde, konnte er nur verlieren. Nein, in Wahrheit hatte er schon verloren. Er konnte die Tatsache nur noch breit treten. „Ich werde Sie daran erinnern, wenn die Ermittlungen nicht von der Stelle

kommen“, erklärte er also eisig. Aber er kam sich wie ein Versager dabei vor.

Im Grunde gab's nur eine Möglichkeit, dachte er, während er das Büro verließ. Er musste wieder Gerd werden. Er musste so an seine Informationen aus dem Milieu kommen – und drauf vertrauen, dass Schneewittchen den Rest ordentlich erledigte. Hoffentlich würde Mirko Behringer ohne Aufsicht nicht allzu viel Scheiße bauen. Behringer war nicht dumm. Aber so disziplinos wie ein Dreijähriger. Von allen Kollegen, mit denen Sanders bisher ungern zusammengearbeitet hatte, konnte er Mirko Behringer am allerwenigsten ausstehen. Sanders hatte sogar schon mal den Versuch unternommen, den kleinen Sonnenschein ernsthaft abzusägen – und zwar noch bevor der verbeamtet und damit unkündbar geworden war. Doch gerade als er Behringer soweit hatte, dass auch Kesselschmied und die Kunkel dem Kleinen am liebsten den Hals umgedreht hätten, hatte der einen Geistesblitz, der festgefahrene Ermittlungen wieder ins Rollen brachte. So mogelte er sich weiter durchs Leben. Während die ganze Berliner Schwulenszene im Outing-Fieber war – dank rotgrüner Homoehe und einem schwulen Bürgermeister – schäkerte Mirko Behringer unverdrossen weiter mit allen Sekretärinnen. Und auf so einen sollte Sanders sich verlassen!

Er verfluchte sich, dass es ihm nicht gelungen war, sich das zu ersparen.

Müde und elend begab sich Kesselschmied nach Hause. Er hätte das alles nicht zulassen dürfen. Aber er wusste auch nicht, wie er es hätte verhindern können. Da hätte er wahrscheinlich schon vor dreißig Jahren daran arbeiten müssen, als respektinflößende Persönlichkeit zu gelten. Jemand zu sein, dem man so etwas einfach

nicht antat, der Kraft seines Auftretens was galt. Vernunft, Menschlichkeit, Dialog... Das waren im Zweifelsfall entsetzlich schwache Waffen. Er hatte nicht gedacht, dass Sybille Wächter einen friedfertigen, alten Mann wie ihn so hassen konnte. Es war idiotisch, Sanders auf die Geschichte anzusetzen. Es war ganz und gar unvernünftig. Warum nicht Gheorge? Gheorge verfügte über fünf erfahrene Leute. Sein Team hatte schon öfter im Drogenmilieu ermittelt. Er war auch nicht als Freund von Kesselschmied bekannt, also unverdächtig, dessen Sohn über Gebühr zu schonen.

Warum also Sanders? Warum einen verschrobene Einzelgänger zusammen mit zwei jungen Beamten, die er nicht leiden konnte? Wie wollte Sybille Wächter das nach außen verkaufen? Warum riskierte sie peinliche Anfragen ob dieser Maßnahme? Was hatte er ihr eigentlich getan, dass sie so irrational reagierte? War das wirklich alles noch darauf zurückzuführen, dass er damals gegen sie kandidiert hatte, als es um die Dezernatsleitung ging? Das musste doch gestattet sein. Natürlich hatte er auch nie einen Hehl daraus gemacht, wenn er mit ihren Maßnahmen nicht einverstanden war. Aber er war immer sachlich dabei geblieben. Es gab genug andere im Dezernat, die viel böser über sie herzogen, viel unqualifizierter und gnadenlos sexistisch. Aber eben nur hintenrum. Das war nicht sein Stil. Und Bernie durfte das jetzt ausbaden.

Kesselschmied hätte jetzt liebend gerne Gheorge akzeptiert. Oder Oeckl. Aber doch nicht Sanders! Den Killer, den einsamen Wolf, den schweigsamen, bösen Hardliner, den keiner ausstehen konnte.

Er musste mit Bernie reden. Er musste unbedingt mit Bernie reden. Ihm klar machen, wie die Sache stand. Warum er nichts tun konnte. Er musste gemeinsam mit ihm einen Weg finden, da raus zu kommen. Denn in einem war er sich nach wie vor ganz sicher: Etwas wirklich Schlimmes hatte sein Sohn nicht getan.

Ann-Sofie lief in Socken und Unterwäsche durch die Wohnung.

„Ich bin gleich weg.“ Sie schenkte ihrem heimkommenden Mann einen kurzen, flüchtigen Kuss. „Weiberabend, du weißt schon“, erklärte sie und verschwand im Schlafzimmer. Sie traf sich alle zwei Wochen Samstagabend mit ein paar Freundinnen. Eine prima Einrichtung, fand Kesselschmied. Sofie kam immer bester Laune zurück, aber durchaus empfänglich für die Tatsache, dass es nicht nur Frauen auf der Welt gab. Außerdem hatte er nichts gegen ruhige Abende allein zu Hause, wenn er sich vorher darauf einstellen konnte. Heute hatte er keinen Gedanken darauf verschwendet.

Seine Frau tauchte in einem knallroten Kleid wieder auf. Sie liebte diese Farbe und das Rot sah hinreißend zu ihren strahlendweißen Haaren aus. Farben sagten bei Ann-Sofie viel über ihre augenblickliche Stimmung. Kesselschmied ermahnte sich streng, Haltung zu bewahren und ihr nicht den Abend zu verderben. Vielleicht würde er ja schon mit Bernie gesprochen haben, bis sie heimkam. Vielleicht würden die schlimmsten Befürchtungen schon ausgeräumt sein.

Doch er war zu langsam.

„Heinrich, was ist? Probleme?“, fragte seine Frau, bevor er seine guten Vorsätze in die Tat umsetzen konnte.

Er suchte nach einer Antwort.

„Ärger mit deinem neuen Fall? Dieser Drogengeschichte?“

Er konnte sie nicht belügen. Er konnte es nicht, und sie würde es ihm nie verzeihen, wenn er es doch tat. Er konnte nur versuchen, fürs Erste abzuwiegeln. Aber dazu musste er überzeugend wirken.

Sie kam zu ihm, legte ihm von hinten einen Arm um den Hals und strich ihm sanft über die Wange. „Du Armer, du siehst ja total fertig aus. Erzähl mal! Ein paar Minuten hab ich noch.“

Manchmal wünschte sich Kesselschmied, dass seine Frau ein bisschen ignoranter wäre. Aber sie merkte alles. Ob er wollte oder

nicht. Manchmal war ihr feines Gespür schon fast unheimlich. Warum war er nicht ein paar Minuten später heimgekommen? Warum hatte er nicht an ihren Termin gedacht und ein Zusammentreffen vermieden?

Er spürte, wie Ann-Sofie die Umarmung löste. „Heinrich“, sagte sie und ihre Stimme klang jetzt ernst und alarmiert. „Was ist los?“

Kesselschmied fiel in seiner Hilflosigkeit nichts Besseres ein, als sich auf die Garderobenbank zu setzen und seine Schuhe ausziehen. Doch Sofie war hartnäckig. Sie ließ sich vor ihm in die Hocke nieder, griff nach seiner Schulter und schüttelte ihn leicht.

„Heinrich“, drängte sie noch einmal. „Was ist denn? Erzähl doch!“

„Du wolltest dir doch einen schönen Abend machen, oder?“, erwiderte er.

„Glaubst du, ich geh weg und vergnüge mich, wenn du durchblicken lässt, dass es Dinge gibt, die mir den Abend verderben könnten?“, gab sie unverblümt zurück.

Kesselschmied seufzte und stand auf. Es half ja nichts. Und sie hatte ein Recht darauf, das Ganze nicht erst irgendwann zu erfahren. Vielleicht war es ja auch besser, wenn sie mit Bernie redete. Aber wie anfangen? Er schenkte sich erstmal ein Glas Saft ein.

Sie ließ ihn trinken, aber sie beobachtete ihn genau. Sie gab ihm Zeit, einen Anfang zu finden. Aber sie würde sich nicht mit Ausflüchten abspeisen lassen.

„Es geht um Bernie“, gestand er.

„Um Bernie?“, wiederholte sie verblüfft.

Er versuchte, zu erzählen, aber es fiel ihm schrecklich schwer. Er hatte ständig das Gefühl, sich entschuldigen zu müssen, dass er in so einer Lage nicht nur seinem Sohn, sondern auch seinem Beruf verpflichtet war. Dass er nicht einfach spontan und natürlich reagie-

ren konnte. Dass er abwägen musste, vernünftig sein. Sofie würde das nur schwer begreifen. Er konnte es ja selbst kaum akzeptieren.

„Aber warum kann es denn nicht so gewesen sein, wie Bernie sagt?“, plädierte sie schließlich und versuchte dabei mühsam, ihre Tränen zu unterdrücken. Es tat ihm weh, sie derart geschockt und verzweifelt zu sehen. „Es kann doch wirklich so gewesen sein.“

„Natürlich“, gab er zu. „Natürlich. Wenn er vorher nicht drei andere Geschichten erzählt hätte... Ich glaub ja auch, dass es stimmt. Aber für die Ermittlungen... So jemand... Jemand, der so wirre Geschichten erzählt, der muss als Verdächtiger behandelt werden. Vor allem solange nicht geklärt ist, warum er gelogen hat. Da bleibt gar keine andere Wahl.“

Eigentlich hatte er gehofft, seine Frau würde Bernie anrufen. Ihr Verhältnis zu ihrem Sohn war viel besser als seine. Aber Sophie hatte ihre Fassung noch nicht wieder gefunden. Also tat er es. Er bekam den Anrufbeantworter dran und besprach das Band mit einem ebenso wirren, wie flehenden Appell an seinen Sohn, sich umgehend zu melden. Warum war der überhaupt unterwegs? Warum hatte er selbst scheinbar gar kein Bedürfnis, über die Sache zu reden? Er konnte doch nicht glauben, dass die ganze Geschichte mit der Wohnungsdurchsuchung erledigt sei?

Kesselschmied rechnete minütlich mit einem Rückruf. Aber das Telefon blieb stumm. Als er es selbst wieder versuchte, durfte er sich zum zweiten Mal mit der Maschine unterhalten. Bernie gehörte zu den Leuten, die auch wenn sie zuhause waren, oft erst mal den Anrufbeantworter ranließen. Er schätzte den Luxus, unerreichbar zu sein. Deshalb hatte er auch kein Handy. Also rang sich Kesselschmied noch einmal eine eindringliche Botschaft an seinen Sohn ab. Aber kein Abnehmen des Hörers am anderen Ende der Leitung unterbrach sein Gestammel.

Und neben ihm saß Sofie, die irgendwie das Bedürfnis hatte, über all das zu reden, als ob das irgendetwas besser machen würde. Als ob ihnen Antworten und Erleichterung zufliegen würden, wenn sie nur lange genug darum rangen.

„Und ausgerechnet Sanders“, schluchzte sie. „Ausgerechnet der! Dieser menschenverachtende Killer... Das hat sie mit Absicht gemacht, deine Chefin. So was macht ihr wohl Spaß, diesem Scheusal!“

Sie kannte Sanders nicht persönlich, aber was Kesselschmied von seinem neuen Stellvertreter erzählt hatte, war nicht gerade dazu angetan gewesen, Vertrauen zu erwecken. Er streichelte seiner Frau mechanisch über die Schultern, aber er hatte das Gefühl, sie merkte es nicht einmal.

III.

Leonid Sanders hatte den Sohn seines Chefs noch einmal zum Verhör bestellt. Aber er wollte ihm nicht selbst begegnen. Falls Bernhard Kesselschmied wirklich im Drogenmilieu drin hing, konnte es Probleme mit seiner Gerd-Rolle geben, wenn der Kleine ihn schon als Angehörigen der Polizei kennen gelernt hatte. Also überließ er die Sache wieder der Kunkel und beobachtete das Ganze vom Nebenraum aus.

Schneewittchen machte ihre Sache nicht schlecht. Sie war eine attraktive Frau und wusste das einzusetzen. Sanders beobachtete, wie Bernhard Kesselschmied sein nervöses Rumgespiele und seine Ausflüchte unter ihrem steten Blick schnell einstellte. Ein bisschen eingeschüchtert, ein bisschen peinlich berührt. Sanders kannte Jasmin Kunkel kalt und selbstbewusst. Bei ihm war sie auf der Hut. Gegenüber Bernhard Kesselschmied war sie in der stärkeren Position. Sie ließ Sympathie durchscheinen, aber kein Nachgeben. Sie zeigte ihm eine offene Tür, aber sie kam ihm keinen Millimeter entgegen. Außerdem hatte sie eine wirklich sexy Stimme. Sanders mochte rauchende Frauen eigentlich nicht, aber er musste zugeben, dass sich Schneewittchen ein sehr erotisches Timbre in die Stimmbänder geätzt hatte. Und es kam umso besser zur Geltung, je ruhiger und sanfter sie sprach.

Trotzdem half es nichts. Immer, wenn sie ihr Opfer an einem Punkt hatte, wo der Kleine Klartext hätte reden müssen, brach er plötzlich den Blickkontakt ab, schimpfte rum und verfiel wieder in sein hektisches Getue. „Das hab ich euch doch schon tausendmal gesagt... Wenn ihr mir nicht glaubt, dann ist das euer Problem.“

Schneewittchen ließ ihn sich austoben, dann setzte sie ruhig und unerbittlich von neuem an. Er sträubte sich zuerst, machte dann aber doch wieder eine Weile mit und rastete bei der dritten oder vierten Frage erneut aus. Sein ganzes Verhalten zeigte deutlich, dass er selbst wusste, wie unglaublich und peinlich sein Auftritt war. Sanders fragte sich, wer länger durchhielt. Er hoffte auf seine Kollegin. Aber als sie Bernhard Kesselschmied das nächste Mal in die Enge getrieben

hatte, sprang der auf. „Schluss! Aus“, schrie er. „Ich mag nicht mehr. Ich sag kein Wort mehr. Das ist doch bloß Schikane von dir und meinem Alten.“

„Setz dich! Wann hier Schluss ist, das bestimme ich“, konterte die Kunkel. Er gehorchte nach kurzem Zögern, beantwortete aber wirklich keine Frage mehr. Stattdessen erging er sich in wilden Beschimpfungen gegen seinen Vater. Als die Kunkel ihn endlich gehen ließ, schlich er mit eingezogenem Schwanz von dannen. Für Sanders war die Lage klar. Bernhard Kesselschmied hatte einen Grund, Ausflüchte zu machen. Er war in Ingo Hoffmanns Drogengeschäfte verwickelt.

Jasmin hatte sich selten so ausgelaugt gefühlt, wie nach diesem zweiten Verhör mit Bernie Kesselschmied. Normalerweise gelang es ihr ganz gut, emotional Distanz zu ihrer Arbeit zu bewahren. Aber sie wusste, was diese Geschichte für ihren Chef bedeutete. Sie brauchte ihn nur anzuschauen: das schlechte Verhältnis zu seinem Sohn; die Tatsache, dass dies zum öffentlichen Thema wurde; seine Hilflosigkeit der gemeinsamen Chefin und diesem Arschloch Sanders gegenüber und zu allem Überfluss auch noch das vollkommen idiotische Benehmen seines Sohnes. Jasmin kannte Kesselschmied gut genug, um zu wissen, dass er gnadenlos ehrlich war. Er betrog weder andere noch sich selbst. Er wusste haargenau, wie schlimm die Situation war.

Sie hatte doch wirklich alles versucht, um Bernie zur Vernunft zu bringen, mit Engelszungen auf ihn eingeredet... Warum zum Teufel sagte er nicht die Wahrheit? Merkte er denn gar nicht, dass er alles nur noch schlimmer machte?

Und dann noch Sanders! Leonid Sanders, aus guten Gründen Breschnew genannt, der Killer aus dem Drogendezernat, das größte Arschloch der Berliner Kripo, ein Menschenfeind, wie sie selten einen erlebt hatte – und dabei hatte sie das Vergnügen, auch die Jungs auf der anderen Seite des Gesetzes kennen lernen zu dürfen. Und so einer war gerade jetzt ihr Vorgesetzter! Und als Instanz darüber nur noch die Drachenlady persönlich! Diese Konstellation war wirklich zum Verzweifeln, fand sie.

Während sie Kesselschmied Junior verhört hatte, war Mirko beim Geschäftsführer des Underground gewesen. Natürlich hatte der abgestritten, dass es in seinem Laden eine offene Drogenszene gab.

„Er hat behauptet, er hätte Hoffmann nie gesehen“, erstattete Jasmins Kollege Bericht. „Angeblich würde er sich aber erinnern, wenn der bei ihm schon mal mit Drogen erwischt worden wäre. Insgesamt, hat er gesagt, gäbe es keine größeren Probleme mit Rauschgift. Gelegentlich würden mal Speed, Ecstasy oder Gras auftauchen, selten was Härteres. Das zeigt er dann angeblich immer bei der Polizei an. Überhaupt würde er strenge Kontrollen durchführen. Ruf des Hauses und so weiter... Ich hab hier eine Liste mit den Namen und Adressen der Türsteher. Die hat er rausgerückt, ohne groß rumzumachen.“

Eine völlig akzeptable, solide Ermittlungsarbeit, fand Jasmin. Was man halt von einem solchem Gespräch erwarten durfte. Aber Sanders hörte sich Mirkos Bericht mit einer deutlich zur Schau getragenen Verachtung an – als wäre das Ganze nur der erneute Beweis, dass alle Angehörigen des Morddezernats außer seiner Wenigkeit unfähige Weicheier seien.

Immerhin hatte ihr Interims-Vorgesetzter ein Einsehen und beendete den Sonntagsdienst um halb zwei. Jasmin überredete Mirko noch auf einen Döner. Sie nutzten das Spätsommerwetter und setzten sich damit an den Landwehrkanal. Jasmin berichtete ihrem Kollegen ausführlich von dem Verhör.

„Der Kerl benimmt sich natürlich idiotisch“, gab sie zu. „Aber ich bin mir völlig sicher, dass er kein Mörder ist. Wahrscheinlich hat er mal was genommen. Wenn's hoch kommt, im Bekanntenkreis verscheuert. Aber dieser Arsch von Breschnew konzentriert die Ermittlungen voll und ganz auf ihn, und ich muss ihn verhören, als ob er hochgradig verdächtig wäre.“

„So was wird uns in Zukunft noch öfter blühen“, gab Mirko zurück.

Gerd war ein kleiner, schwächtiger Mann mit abgetragenen Sachen. Keine große Leuchte, immer ein bisschen klamm. Zu kleineren Deals bereit, aber zu feige für größere Sachen. Eine harmlose, aber vertraute Gestalt im Milieu. Einer, mit dem man gerne ein Bier trank und vor dem man keine Geheimnisse haben musste, weil er keinen Einfluss hatte. Einer, dem ein mittelgroßer Drogenboss wie Kalle Wild unter Alkohol schon mal anvertraute, wie schlecht das Geschäft lief und was er über die Machenschaften der Konkurrenz wusste. Es war ja nur der Gerd.

Es gab keinen schlimmeren Fehler für einen verdeckten Ermittler, fand Sanders, als eine große Nummer sein zu wollen. Macht war gefährlich. Macht erweckte Misstrauen. Macht musste man beweisen. Gerd musste gar nichts beweisen, außer dass er – was immer auch passierte – das berechenbare, kleine Licht blieb, für das er gehalten wurde. Natürlich wurde so einer schon mal schlecht behandelt, besonders wenn Leute jemanden brauchten, an dem sie ihre eigene miese Laune abreagieren konnten. Gerd maulte dann ein bisschen rum und schlich beleidigt von dannen. Aber er tauchte bald wieder auf. Als Prügelknabe aber taugte er dann doch nicht so recht. Wenn er körperlich angegriffen wurde, konnte er sich schon einigermaßen wehren. Irgendwie machte es auch keinem so richtig Spaß, den guten, alten Gerd wirklich zu schikanieren.

Es war fast ein Jahr her, dass Sanders zum letzten Mal in diese Rolle geschlüpft war. Aber er machte sich keine großen Gedanken. Wer zuviel über seine falsche Identität nachdachte und sich für jede mögliche Situation vorher eine Antwort überlegen musste, der war nicht der Richtige für den Job. Eine gute Rolle musste von alleine laufen.

Sanders fuhr Richtung Zoo zu Kalle Wilds Laden. Das „Wild Hearts“ – nicht zu verwechseln mit dem „Wild At Heart“ in Kreuzberg – war eine ziemlich schmutzige Kneipe für halbgescheiterte Existenzen. Gerd passte hervorragend hier her. Die gammelige Kaschemme gab die richtige Kulisse für eine gewisse Kleinkriminalität. Ein paar Schiebereien, ein bisschen Förderung der Prostitution, etwas Gras und illegales Glücksspiel. Die Kollegen von der Streife kamen hier vorbei, wenn sie nichts Besseres zu tun hatten. Manchmal hatten sie auch Erfolg mit ihren halbher-

zigen Bemühungen, aber wenn sie Kalle Wild dafür überhaupt persönlich verantwortlich machen konnten, dann sprang meist nicht mehr als ein Bußgeld für ihn heraus. Es hatte auch kaum einer den Ehrgeiz, ihm was Größeres anzuhängen. Da gab es andere Probleme in der Stadt.

Im Drogendezernat jedoch wusste man, dass Kalle Wild nicht so harmlos war, wie er auf den ersten Blick schien. Der Besitzer des „Wild Hearts“ war einer der maßgeblichen, deutschen Drogenbosse in Berlin. Ein gerissener Hund, der ziemlich gut Bescheid wusste, was bei der Konkurrenz lief. Er war stolz, auch über die Aktivitäten der ausländischen Kartelle informiert zu sein. So stolz, dass er Leuten wie Gerd gegenüber gerne mal mit seinem Wissen und seinen Verbindungen prahlte. Dass die Konkurrenz dann ziemlich oft Pech mit der Polizei gehabt hatte, führte Kalle Wild auf deren Dummheit zurück, nicht auf den harmlosen, alten Gerd. Ihm selbst war ja nie allzu viel passiert. Erstens redete Kalle über seine eigenen Geschäfte viel weniger – selbst mit Gerd – und zweitens hatte sich das Drogendezernat gehütet, seine wertvollste Informationsquelle auszuschalten.

Sanders hätte sich nie träumen lassen, dass Bruns, der Dezernatsleiter, ihn, seinen Kontaktmann zu Kalle Wild, einfach suspendieren würde, nur weil er in Notwehr einen blöden Dealer erschossen hatte und die Presse das Ganze etwas aufgebauscht. Vor allem weil Bruns keinen adäquaten Ersatz hatte. Sanders völlig unfähiger Nachfolger Max Engels war im letzten Dezember erschossen hinter einem Nachtclub gefunden worden. Was passiert war, wusste keiner, am allerwenigsten die SoKo, die das Ganze seit acht Monaten untersuchte und der Leonid Sanders nicht angehörte, weil keiner Lust hatte, sich seine Meinung über die Qualifikation von Engels als Undercover-Agenten anzuhören.

Im Wild Hearts wummerten grässliche alte Schlager. Marke Busfahrer-Glück. Im Takt dazu blinkten an den Wänden Neon-Herzen und anderer Kitsch. Dazu ein paar Nutten, die ungefähr genauso appetitlich waren. Sie kamen nicht in der Hoffnung auf Kunden zu Kalle, sondern für'ne kurze Pause. Auf 'ne Prise Koks oder einen Likör. Den Männern in Kalles Laden wären sie schon recht gewesen, aber die wenigsten hatten das Geld dafür. Das reichte grade mal für Kippen und ein

paar Bier. Auch einige Althippies hatte der billige Stoff, den es bei Kalle gab, zu Stammkunden gemacht. Manche hatten sich inzwischen mit dem schrägen Kleinbürgertum im Wild Hearts mental fast getroffen. Ein Biotop, wie es typisch für Berlin war, fand Sanders.

Er blickte sich um, konnte aber auf den ersten Blick niemand Bekanntes entdecken. Also ging er an die Bar. Dort schenkte noch immer Uwe aus. Glück gehabt! Uwe war eine Institution im Wild Hearts. Irgendwo über fünfzig, aber ein schläfriges, zeit- und faltenloses Gesicht. Uwe geriet nie aus der Ruhe. Egal, ob Razzia war oder an seinem Tresen eine Schlägerei drohte. Er erledigte seinen Job mit Bedacht, aber zuverlässig. Irgendwie färbte das ab. In seiner Gegenwart konnte sich aggressive Stimmung nicht halten. Sanders stand gut mit ihm.

„Tach, Uwe“, grüßte er.

Der Barmann ließ überrascht das Tuch sinken, mit dem er seine Gläser geputzt hatte.

„Ach, der Gerd, dat is ja 'ne Überraschung“, erwiderte er mit einem für ihn untypischem Hauch von Lebendigkeit in der Stimme. „Ooch ma wieda im Lande?“ Er schien sich wirklich zu freuen und machte sich ohne Aufforderung daran, ein Pils zu zapfen. Sanders kannte kaum jemanden, der das so langsam und sorgfältig machte wie Uwe. Er hätte für seine Kunst besseres verdient als das billige Gesöff, das Kalle ausschenkte.

„Wat treibt dich denn wieda her?“, erkundigte sich der Barmann.

„Ma reinschauen! Guten Tach sagen“, erwiderte der.

„Warste in der Stadt?“

Sanders schüttelte den Kopf. „Holland, Groningen.“

„Wat haste denn da jemacht? Nich ma Amsterdam?“

„Wollt ick ja“, behauptete Sanders. „Aber dann bin ich in 'nem weichen Bettchen hängenjeblichen. Aber auf Dauer da oben... Da wachsen dir Holzschuhe.“

Uwe lachte pflichtschuldigst „Haste das in Amerika mitjekriegt? Mit den Flugzeugen?“

„Sicher.“

„Schon'n Hammer, wat? Wie die Türme da zusammenjerauscht sin.“

Sanders nickte. Dabei hatte er gar keinen Fernseher. Er kannte nur die Bilder aus der Zeitung. Im Grund interessierte ihn das alles auch nicht. Vor allem ging ihm das sinnlose Gequatsche darüber auf den Keks. Jeder plötzlich ein kleiner Außenpolitiker, Teroexperte, Islamwissenschaftler... Ihn hatte die Sache nicht wirklich überrascht. Die Welt war so und fast jeder Mensch hatte das Potential zum Terroristen, wenn er sich nur ungerecht genug behandelt fühlte. Für Sanders gab es keinen Unterschied zwischen den Todespiloten von New York und einem gewöhnlichen Amokläufer, egal welcher Nationalität.

„Willste wat von Kalle?“, fragte Uwe irgendwann.

Sanders zuckte mit den Schultern. „Früher oder später. Holland is teuer.“

Wenn Uwe das wusste, dann würde Kalle Wild das auch zuverlässig erfahren. Sanders brauchte sich nicht selbst um Kontakt mit dem Boss zu bemühen. Gerd war nie eifrig hinter etwas her. Gerd war der Typ, der alles nahm, wie es eben kam.

Während Uwe sich seinen anderen Gästen widmete, trank Sanders langsam sein Bier und beobachtete scheinbar teilnahmslos das Treiben. Die übliche Besetzung, dazwischen ein verhuschter indischer Rosenverkäufer. All die deutschen Halbgestrauchelten musterten ihn mit Verachtung – im sicheren Bewusstsein, nicht tiefer als Stütze sinken zu können. Plötzlich entdeckte Sanders zwei junge Männer, die mehr ins Underground zu passen schienen als ins Wild Hearts. Sie hätten fast Klone des Toten sein können. Mitte zwanzig, teure, dunkle Markenklamotten, breit ausgefahrene Schultern, forscher Blick, noch nicht vom Leben geschlagen. Sie passten absolut nicht hierher.

„Sieh an, der Gerd“, wurde er plötzlich aus seinen Betrachtungen gerissen. Neben ihm war Kalle Wild höchstpersönlich aufgetaucht. Ein kleiner, agiler Mittfünfziger mit rundem Bauch, grauen Locken und grellbunten Hemden. Ein fröhlicher deutscher Kleinbürger, der auch in einen Kegelclub oder den Flieger nach Mallorca gepasst hätte. Wer ihn nicht gut kannte, traute ihm nicht viel zu.

„Tach, Kalle“, grüßte Sanders.

„Sieht man dich ooch wieda ma“, spöttelte der. „Ich sag dir`s gleich. Von mir kriegste nix mehr.“

„Hab dich nich so“, gab Sanders friedlich zurück. Kalle liebte solche Machtspielchen mit Gerd. Meistens gab er dann doch nach. Wenn er es diesmal nicht tat, dann hatte Sanders ein Problem. Aber das durfte er sich nicht anmerken lassen.

„Vergiss et“, behauptete Kalle und klang dabei ziemlich überzeugend. „Ich brauch zuverlässige Leute. Keene, die mal'n paar Monate da sind und dann wieder weiß nicht wo.“

„Was soll der Scheiß?“, schimpfte Sanders mit ein wenig gut kalkuliertem Ärger in der Stimme. „Ich war immer korrekt.“

Kalle Wild ließ sich von Uwe ein Bier geben. „Vergiß et, Gerd! Vergiss et! Die Tour läuft nich mehr! Dat Jeschäft is härter geworden. Wracks wie dich kann keener mehr brauchen.“

Sanders machte eine Kopfbewegung in Richtung der beiden jungen Schlümpfe. „Aba solche wie die? Machste jetzt uff Kindergarten?“

„Wat? Wen?“, machte Kalle. „Kenn ick nich.“

Sanders lachte spöttisch, aber nicht zu offensiv. „Verarsch mich nicht, Kalle! Ick weeb, wie deine Knechte aussehen. Die riech ich zehn Meilen gegen'n Wind.“

Kalle Wild nahm einen Schluck Bier. Es war ihm sichtlich unangenehm, auf die beiden angesprochen zu werden. Also hatten sie wirklich was mit ihm zu tun. Sehr beunruhigt zeigte er sich natürlich nicht. Schließlich war es nur der Gerd, der das beobachtet hatte. Aber ganz dumm war der Gerd eben auch nicht.

„Komm dir bloß nich so schlau vor“, brummte Kalle. „Die haben mehr uffem Kasten wie du. Laß dir dat von `nem guten Freund jesacht sein, Gerd. Du bringst et nich mehr. Und weeste ooch warum?“ Er geriet immer mehr in Oberlehrerpose. Er mochte den Gerd schon allein deswegen, weil er ihm gegenüber diese verborgene Seite seiner Seele ausleben durfte. „Weil dir die Disziplin fehlt. Dat isses. Du haust doch ständich ab. Grad ma nach Italien, wennste Bock druff hast oder nach Frankreich... Aba so läuft dat nicht.“

„Bist ja bloß neidisch“, behauptete Sanders nicht sehr überzeugend.

Kalle Wild lachte scheppernd los. „Neid? Auf dich, Gerd? Nee! Mitleid. Mitleid.“

„Jetzt tu ma nicht so großkotzig, ja“, entgegnete Sanders, mischte aber einen ersten Bettelton in die Stimme. Kalle liebte es, sich großmütig und spendabel zeigen zu können.

„Mach die Fliege, Gerd“, forderte der aber.

„Heh, Kalle, jetzt sei nich so“, flehte Sanders.

Kalle Wild drehte sich um und ging. Sanders nahm an, dass seine Chancen nicht schlecht standen. Er kannte seinen Kalle.

„Der is grad nicht sonderlich jut druff, der Boss“, behauptete jedoch Uwe, dem nichts an seiner Bar entging.

Sanders nutzte die Einladung zur Konversation. „Hab gehört, es hätt 'nen Toten gegeben. Hatta da was mit zu tun?“

„Du weest, ick misch mir nich ein“, gab Uwe zurück.

Sanders nahm einen Schluck. Dann sagte er im Tonfall des Thekenphilosophen: „So blöd kann nicht ma Kalle sein. Solche Schuppen wie das Underground, die sin doch garantiert dicht. Ich würd's da jedenfalls nicht probiern.“

„Eener wie du im Underground, dat wär ooch wie 'ne Nutte uffem Opernball“, behauptete Uwe.

„Ich wette, der Opernball is voller Nutten“, gab Sanders zurück. „Bloß'paar Klassen teura.“ Er wandte sich Uwe direkt zu. „Sach, hat der Tote wat mit Kalle zu tun?“

„Nich, det ick wüsste.“

Sanders ließ seinen Blick wieder durch den Raum schweifen. Er sah, wie Kalle Wild die beiden Schlümpfe ansprach und sie mit einer Handbewegung zum Mitkommen aufforderte.

„Toten Bullen hat's ooch gegeben, hab ick jehört“, fing er wieder an.

„Nich unsa Problem“, gab Uwe ungerührt zurück. „Der lach hinter'm Nizza-Cafe.“

„Und wer?“

„Darfste mich nich frachen. Ick weeßes nich.“

Wäre ja auch zu schön gewesen, wenn er grade mal nebenbei erfahren hätte, wer Max Engels umgebracht hatte. „Und seitdem schwirr'n überall kleene, grüne Männeken im Tarngewand rum, wat?“, erkundigte sich Sanders spöttisch.

Uwe lachte. Sanders stimmte ein. Verkappte Bullen zu erkennen, war schließlich in jeder nicht ganz astreinen Gesellschaft Ehrensache.

IV.

Auf ihrem morgendlichem Weg durchs LKA lief Jasmin überraschend der Gerichtsmedizinerin Schuster über den Weg und erkundigte sich natürlich, ob es neue Erkenntnisse über Ingo Hoffmanns Tod gab. Es gab keine, aber das wurde ihr überaus wortreich versichert. Als Jasmin endlich ins Büro kam, pflaumte sie Sanders an:

„Sie sind spät.“

Jasmin schnippte sauer ihre Kippe in den Müllkorb und berichtete von der Schuster, obwohl sie es grundalbern fand, sich wegen fünf Minuten zu rechtfertigen. „Sie scheinen übrigens mächtig Eindruck auf die Frau gemacht zu haben. Sie wollte noch mal ganz genau wissen, wie das mit den Gänsen und dem Gewitter ist.“

„Sie glauben aber auch jeden Mist“, schnauzte ihr aktueller Vorgesetzter sie verächtlich an.

„Ich doch nicht“, versetzte sie wütend, doch Sanders ignorierte das. Er hatte sich schon Mirko zugewandt:

„Sie fahren nach Bremen, Behringer, zu Hoffmanns Eltern und kriegen alles raus, was die über den Umgang ihres Sohnes wissen. Sie dürfen auch ruhig nett zu ihnen sein.“

„Danke“, entgegnete Mirko patzig.

Angesichts des aktuellen Personalnotstands wäre Jasmin nicht nach Bremen gefahren, nur um die Eltern eines Mordopfers zu befragen, die mit ziemlicher Sicherheit nicht in dessen Drogengeschäfte eingeweiht waren. Sie hätte die Kollegen in Bremen gebeten, das Ehepaar Hoffmann zu befragen und wäre selbst erst aktiv geworden, wenn sich dabei etwas Interessantes ergeben hätte. Die Aktion machte den Eindruck, als wolle Sanders Mirko einfach loswerden.

Sie selbst durfte mit Breschnew Ingo Hoffmanns schickes, aber winziges Einzimmerappartement am Halleschen Tor durchsuchen. Kühler Glas-und-Metall-Stil. Nicht aufgeräumt, was bei der minimalistischen Ausstattung besonders anstößig wirkte. Ein Schnell-Check am Wochenende hatte bereits größere Vorräte an Am-

phetaminen zu tage gefördert. Bereits verkaufsfertig verpackt zwischen Matratze und Lattenrost des Bettes. Allzu große Angst vor einer Durchsuchung hatte Hoffmann scheinbar nicht gehabt.

Doch scheinbar war das schon alles gewesen, was es zu finden gab. Die gründliche Suche brachte keinerlei neue Erkenntnisse. Am verheißungsvollsten war der Computer, aber der war mit einem Codewort gesichert. Jasmin probierte, es zu knacken. Sanders schmiss ihr seine Assoziationen zu, während er weiter die Wohnung durchstöberte.

„Peaches, Mia, Kool Savas, Rammstein“, ging er die CD’s durch. „Generation Golf, Karate, Donald Duck“, schlug er nach einem Blick auf das Bücherregal vor. „Dagobert Duck, Multimillionär, Entenhausen, Daisy, Panzerknacker, Talerchen, Tresor, Geldbad...“

„Danke, für die Nachhilfe“, fauchte sie entnervt.

„Ich dachte, das hattet ihr im Osten nicht“, gab er zurück.

„Wir hatten alles“, behauptete sie. Nur eben nicht in ausreichender Menge und nicht immer auf legalem Weg.

Am Ende packten sie den Computer ein.

Natürlich hatte das Berliner Landeskriminalamt EDV-Spezialisten. Doch die erklärten Leonid Sanders, vor Donnerstag oder Freitag könnten sie sich auf gar keinen Fall um die Computer von Ingo Hoffmann und Bernhard Kesselschmied kümmern. Sie erzählten etwas von Personalengpässen und den verstärkten Anti-Terror-Maßnahmen. Sanders versuchte es mit Drohungen, aber die zogen nicht. Wie alle Computer-Fuzzis waren sich die Typen ihrer Macht voll bewusst. Dabei waren wahrscheinlich alle relevanten Informationen über Hoffmanns Geschäfte in seiner Kiste.

Der Mord war drei Tage her und sie hatten gerade mal einen Namen, ein Milieu und einen verstockten Verdächtigen, der Sohn eines Ersten Polizeihauptkom-

missars war und nicht wie ein Mörder wirkte. Für einen Killer war er zu naiv. Für einen Mörder wieder Willen zu gleichgültig. Aber irgendetwas verschwie er.

Bernie hatte sich das ganze Wochenende über nicht gemeldet, so dass Kesselschmied schließlich zu seiner Wohnung gefahren war. Doch niemand öffnete. Also versuchte es der besorgte Vater am Montag im Büro. Die Ungewissheit war nicht zu ertragen. Auf dem Flur lief er Sanders über dem Weg.

„Gibt es etwas Neues, Kollege?“, fragte er bemüht freundlich.

Sanders schüttelte den Kopf. „Wenn ich Ihnen was zu sagen habe, dann melde ich mich“, gab er kalt zurück und ließ seinen Chef stehen.

Trotz aller Antipathie war Kesselschmied wie vor den Kopf geschlagen. Eine solche Abfuhr hatte er nicht erwartet. Dass er nicht arbeiten und mithelfen durfte, wo es doch um seinen Sohn ging, das war hart genug. Hart, aber doch verständlich. Aber dass er plötzlich zu einem Nichts, einem Niemand wurde... Dass er abgekanzelt wurde wie... Ihm fiel kein passender Vergleich ein. Wenn auch im Urlaub, so war er doch immer noch Sanders Vorgesetzter. Und der behandelte ihn wie den letzten Bittsteller. Nein, schlimmer! Kesselschmied war sich sicher, dass er selbst nicht einmal den letzten Bittsteller so behandelt hätte.

Er verspürte den Drang, seinem Stellvertreter nachzulaufen und ihn zur Rede zu stellen, aber da war sie wieder: diese entsetzliche Hilflosigkeit. Das Bewusstsein, dass er keine Handhabe und keine Rechte in dieser Sache hatte. Absolut keine. Er war Sanders völlig ausgeliefert. Wenn der nichts sagen wollte... Und er wollte offenbar nicht...

Während er noch zwischen blankem Ärger und schmerzhafter Vernunft hin und her gerissen war, entdeckte ihn Gisela Apel. Eigentlich wollte Kesselschmied niemanden sehen, selbst eine so gute Freundin wie Gisela nicht.

„Ach, hallo Rick“, rief sie aus. „Ick hab et schon jehört. Furchbar! Ihr Aamen! Wie jeht’s Sofie? Hoff wa ma, dat dit bald uffjeklärt is. Dit is doch so’n lieber, anständijer Kerl, euer Bernie.“

„Der kann so blöd sein manchmal“, stöhnte Kesselschmied aus tiefstem Herzen.

Auch Mirko Behringer fand die Fahrt nach Bremen ziemlich überflüssig. Zwar war er ganz froh, der beschissenen Stimmung im Büro entgangen zu sein, aber andererseits fürchtete er, mit leeren Händen wieder zu kommen. Und er hatte definitiv keine Lust, sich von Breschnew zur Schnecke machen zu lassen, weil fünfundzwanzigjährige Dealer normalerweise nicht ihre Eltern in ihre Geschäfte einweihen.

Vater und Mutter Hoffmann bestätigten dann seine schlimmsten Befürchtungen. Sie waren beide Unternehmensberater und bildeten sich etwas darauf ein. Sie empfingen ihn in einem hocheleganten Büro mit Tiefkühlatmosphäre und weigerten sich entschieden, ihren Sohn mit Drogengeschäften in Verbindung zu bringen.

„Das hatte er nicht nötig“, erklärte der Vater. „Ich will nicht ausschließen, dass er mal was genommen hat. Aber illegale Aktivitäten Das ist völlig absurd.“

„Unser Sohn verkehrte nicht in solchen Kreisen“, behauptete die Mutter eisig.

Mirko kam sich vor, als hätte er zwei Unternehmer nach Geschäftsinterna gefragt, nicht Eltern nach ihrem toten Sohn. Aber ganz offensichtlich hatten die beiden nicht vor, irgendetwas von ihren Gefühlen einem Fremden preis zu geben.

„Kannten Sie seine Freunde?“, hackte er nach. „Mit wem war er in Berlin zusammen?“

„Wir spionieren unserem Sohn nicht nach“, entgegnete die Mutter.

„Es waren bestimmt nicht solche Gestalten darunter, wie die, nach denen Sie suchen“, bekräftigte der Vater.

„Kannten Sie jemand?“, wiederholte Mirko schärfer.

„Und wenn, dann täte das nichts zur Sache“, konterte wieder der Vater. „Ich muss Sie doch sehr bitten, sich in den Kreisen umzuhören, die für einen Mord in Frage kommen, junger Mann.“

„Sie scheinen zu vergessen, dass wir gerade unseren Sohn verloren haben“, erinnerte die Mutter nun doch – aber immer noch mit einer Stimme, die keine Spur von ihrem Schmerz verriet. „Aber Mitgefühl lernt man bei ihresgleichen ja wohl nicht“, schob die Frau noch nach.

Mirko war nun doch verblüfft. Solche Herablassung bekam er nicht oft zu spüren. Immerhin gehörte er nicht zu denen, die ihre Klamotten bei Woolworth kauften und auf ‚unterprivilegierter Staatsdiener‘ machten. „Wir haben schon Mörder in Kreisen gefunden, die sich nicht mit einer Lichtenstein-Kopie abgeben würden“, versetzte er wütend und betonte dabei das Wort ‚Kopie‘.

Die beiden zuckten zusammen und schauten reflexhaft auf ihre gescholtene, großformatige Wandzier. Aber ihre verkniffenen Münder signalisierten deutlich, dass sie trotzdem nicht zu reden beabsichtigten.

Mirko wusste, dass er dabei war, aus der Rolle zu fallen. Aber er versprach sich auch nichts davon, seinen Ärger zurückzunehmen und die beiden um weitere Antworten anzubetteln. Er holte eine Visitenkarte aus der Tasche und warf sie dem Ehepaar Hoffmann auf den Schreibtisch. „Falls sie Informationen für uns oder ihrerseits Fragen haben, dürfen Sie mich gerne zu den üblichen Bürozeiten anrufen“, erklärte er in angemessen arrogantem Tonfall und verabschiedete sich dann. Die sollten schon noch merken, wer hier der Bittsteller war, wenn sie den Tod ihres Sohnes aufgeklärt haben wollten. Ihm konnte das doch irgendwo scheißegal sein. Schließlich war er Beamter und kein Kopfgeldjäger, der auf Erfolgsprämien angewiesen war.

Sanders hatte Jasmin ins Underground geschickt. „Schminken Sie sich auf siebzehn und hören Sie sich um“, hatte er sie angewiesen, worauf sie ihn angifftete: „Vielen Dank auch, dass sie mir das zutrauen.“

Sie gab sich aber keine sonderliche Mühe. Eine attraktive Frau kam auch mit dreiunddreißig noch an einem Türsteher vorbei. Schwieriger war es, entspannt zu wirken. Die Musik sagte ihr genauso wenig zu wie Freitagnacht, aber da hatte sie

keinen anstrengenden Arbeitstag hinter sich gehabt. Sie bekam ein paar Mal Drogen angeboten. Ecstasy und Marihuana. Sie versuchte mit den Verkäufern zu schäkern, damit die vielleicht ein bisschen was erzählten. Leider hatten sie ohne Ausnahme wenig Interesse. Offensichtlich waren sie nur auf Verkauf aus und betrachteten alles andere als verlorene Zeit. Oder Jasmin war ihnen doch schon zu alt.

Plötzlich stand Bernhard Kesselschmied vor ihr. Er starrte sie verblüfft an, wirkte aber nicht allzu entsetzt. „Was machst du denn hier?“, brüllte er. Sie verstand ihn kaum. Also packte sie seinen Arm, um ihn in eine leisere Ecke zu ziehen. Er sträubte sich nicht allzu sehr, nur gab es leider gerade kein ruhigeres Plätzchen. Der DJ schien zu Höchstform aufzulaufen. Kurz entschlossen öffnete Jasmin die Tür zur Damentoilette.

„Halt, das geht doch nicht“, protestierte ihr Opfer entsetzt.

„Stell dich nicht so an!“, zischte sie.

Vor den Spiegeln war ein Rudel Mädels am Schminken. Die eine Hälfte kreischte, die andere kicherte. Bernie Kesselschmied lief klatschrot an und wirkte so peinlich berührt wie ein Zwölfjähriger im Bordell.

Jasmin kümmerte sich nicht darum. „Was machst du hier?“, fragte sie noch einmal.

„Ich tanze“, entgegnete er patzig und sah dabei voller Pein auf die starrenden Mädels.

Jasmin verwünschte ihren Einfall. „Verarsch mich nicht“, entgegnete sie trotzdem. „Was läuft hier?“

„Sag mal, könnt ihr das nicht wo anders klären?“, fragte eines der Mädels.

„Das ist doch hier...“

Die anderen kicherten und Bernie schien wirklich sofortige Flucht zu erwägen.

„Ich schwör dir, du kriegst riesigen Ärger, wenn du meinst, du kannst hier dein Spiel gegen uns spielen.“, drohte ihm Jasmin.

„Verdammt! Ich hol wen, wenn ihr nicht endlich abhaut“, setzte das Mädels wieder an.

„Genau“, pflichtete ihre Freundin bei. „Das wär ja noch schöner, wenn Kerle...“

Bernhard Kesselschmied sah das auch so. „Ich geh ja schon“, rief er hastig, riss sich los und floh nach draußen.

„Tja, der will wohl nichts von dir, Schätzchen“, wurde Jasmin von einem weite-rem Teenie unter schadenfrohem Gekicher aufgeklärt.

V.

Jasmin rächte sich an Sanders, indem sie das ziemlich enge, tief ausgeschnittene Outfit aus dem Underground auch am Morgen im Büro trug. Schließlich hatte er ihr das ja selber als Arbeitskleidung verordnet. Er bemühte sich standhaft, diesen Aufzug zu ignorieren. Aber sie konnte bemühte Ignoranz durchaus von echter unterscheiden.

„Würden Sie die Dealer, die sie angesprochen haben, in der Kartei wieder erkennen?“, fragte er sie.

„Wenn sie dabei sind, finde ich sie auch“, erwiderte sie. „Aber auch wenn mir ihre Erfahrung im Drogenmilieu abgeht, würde ich doch sagen: Das waren die ganz kleinen Fische am untersten Ende der Kette. Würde mich wundern, wenn die erfasst sind. Wir könnten natürlich versuchen, sie im Underground aufzustöbern und dann zu vernehmen. Aber dann ist in dem Laden rum, dass ich von der Polizei bin.“

Sanders schüttelte den Kopf. „Behalten Sie den kleinen Kesselschmied im Auge. Möglichst so, dass er es nicht merkt. Ich will wissen, mit wem er Kontakt hat.“

„Aber das ist doch eine Sackgasse“, protestierte sie. „Er ist nicht der Mörder. Dazu hat er nicht das Format.“

„Aber er verschweigt was. Über Hoffmann und seine Geschäfte“, erwiderte Sanders ungerührt. „Und deshalb müssen wir ihn knacken.“

„Dann sollte ihn jemand beschatten, den er nicht kennt.“

„Kennt er Behringer?“

„Ja, flüchtig“, gab Jasmin zu.

„Na, also!“

„Sie könnten wen anfordern.“

„Glauben Sie, unsere dämliche Verwaltung schickt jemanden, der sich in einer Disco bewegen kann?“

„Kein Mensch sagt mehr Disco“, belehrte sie ihn. „Das heißt jetzt Club.“

Er antwortete mit einem Blick randvoll mit Abneigung.

Jasmin verbrachte den Vormittag damit, Bernhard Kesselschmieds Telefonliste abzuarbeiten. Alles schien harmlos. Alte Schulfreunde, Kollegen von der Uni, Computerbesitzer in Nöten. Keiner, der alarmiert wirkte, als sie ihn auf das Underground ansprach.

Irgendwann tauchte Kesselschmied auf. „Ich wollte nur mal vorbeischaun“, erklärte er ziemlich kleinlaut.

Sie wusste natürlich, dass er mehr als das wollte. Und sie wusste auch, dass sie ihm nichts vom Stand der Ermittlungen erzählen durfte. Und, dass es unklug war, mit ihm Mittagessen zu gehen und so den Verdacht zu erwecken, sie würde Interna ausplaudern. Sie wählten einen China-Imbiß, der etwas abseits lag, und natürlich erzählte sie ihm doch alles. Ohne dass er fragte.

Jasmin hatte keine Ahnung, wie Sanders davon Wind bekommen hatte. Aber sein Blick war bitterböse, als er nachmittags ins Büro kam.

„Die Weitergabe von Informationen nach außen ist alleine meine Sache“, erklärte er mit messerscharfer Stimme. Normalerweise ließ sich Jasmin durch sein Imponiergehabe nicht beeindrucken. Aber so bedrohlich, ja fast umheimlich hatte sie ihn noch nie erlebt. Zwar hatte sie ihn leichtfertig als „total skrupellos“ eingestuft, aber nie wirklich geglaubt, dass er ihr damit gefährlich werden könnte. Doch jetzt spürte sie tatsächlich so was wie Angst. Im Grunde genommen kannte sie ihn so gut wie gar nicht und wusste nicht, zu was er fähig sein würde.

„Schlagen Sie in den Dienstvorschriften nach, was passieren kann, wenn man Vertraulichkeiten an die engsten Verwandten Verdächtiger weitergibt“, drohte er. „Und dann überlegen Sie, ob Sie so was noch mal tun wollen.“

Jasmin wollte eigentlich erklären, dass niemand ihr verbieten könne, mit ihrem Chef zu Mittag zu essen und alles andere haltlose Unterstellungen seien. Aber sie schaffte es nicht, das Wort zu ergreifen. Sie war froh, als die gespenstische Szene vorüber war.

Eine halbe Stunde später brüllte Sanders Mirko zusammen. Offenbar hatten sich Hoffmanns Eltern über ihn beschwert.

„Hab ich Ihnen nicht gesagt, Sie sollen nett zu Ihnen sein?“, schrie Breschnew.
„Ich dachte, wenigstens das können Sie.“

Mirko sah wieder mal wie ein trotziges Kind aus – eine Rolle, die er nur zu gut beherrschte – und entgegnete patzig. „Das mit dem Nettsein hast du mir freigestellt.“

Sanders machte einen Schritt auf ihn zu, wirkte einen Moment, als wolle er handgreiflich werden und zischte dann mit etwas mehr Selbstbeherrschung: „Wenn du mich verarschen willst, Kleiner, dann mach ich dich fertig.“

Mirko blieb bei seinem trotzigem Blick.

Dabei hatte Sanders in der Vergangenheit tatsächlich gezielte Anstrengungen unternommen, ihn nach allen Regeln der Kunst zu demontieren und damit auch zeitweilig Erfolg gehabt. Einen Erfolg, der die Arbeit des ganzen Teams schwer beeinträchtigt hatte. In den letzten Monaten jedoch herrschte eine Art mühsamer Waffenstillstand. Eine Wiederauflege der alten Kämpfe gerade jetzt, ohne Kesselschmied, würde wohl eine Katastrophe bedeuten. Aber irgendwie erschien Jasmin dieser Wutanfall von Sanders weniger bedrohlich als sein unheimlicher Auftritt ihr gegenüber.

Sanders war froh, als er dem LKA und seinen beiden illoyalen Mitarbeitern entkommen war. Eigentlich hatte er Schneewittchen für zu klug gehalten, um wirklich Informationen an Kesselschmied weiterzugeben. Eigentlich hatte er darauf getippt, sie hätte dem Alten nur tröstend Händchen gehalten und versichert, dass alles nicht so schlimm werden würde. Aber ihre Reaktion auf seine als bloße Warnung gedachte Anschuldigung hatte deutlich gezeigt, dass da mehr gelaufen war.

Und Behringer schien mit purer Absicht seine allerkindischste, disziplinoseste Seite herauszuholen. Beschissener konnte die Sache nicht laufen. Er hatte gute Lust, die beiden Idioten unter irgendeinem Vorwand rund um die Uhr in ein Archiv oder ähnliches zu verbannen. Lieber allein arbeiten als mit Leuten, die einem auch noch in den Rücken fielen.

Wenigstens auf Kalle Wild konnte er sich verlassen. Er war wieder ins Wild Hearts gegangen, hatte auch ein paar einstige Bekannte getroffen und stand mit ihnen bei einem Bier rum, als Kalle ankam. Der Drogenboss schlug ihm auf die Schulter, lotste ihn dann ein wenig zur Seite und steckte ihm ein Päckchen zu.

„Weil ich'n sentimentaler Hund bin, Gerd“, erklärte er. „Nicht, weil du's wert bist.“

„Mensch! Danke, Kalle“, erwiderte Sanders. „Du wirst sehen...“

Kalle Wild winkte ab. „Ick weeb, wat deine Versprechungen wert sin.“

Bei der nächsten Gelegenheit verdrückte sich Sanders aufs Klo und inspizierte das Päckchen. Die übliche Menge. Ein paar Portionen Marihuana, aber eine größere Menge Ecstasy. Damit hatte er nicht gerechnet. Das war besser als erwartet. Aber natürlich musste er darauf angemessen reagieren, als Kalle kam, um zu kassieren.

„Wat soll ick mit der Chemiescheiße?“, pflaumte er den Drogenboss an.

„Dat läuft jetzt so, Gerd“, erklärte sein Lieferant höhnisch. „Dat is anjesacht! Schön sauber und keimfrei. Dat wollen die Kids so!“

„Liefen dir det die beeden Schlümpfe von gestern, Kalle?“, giftete Sanders weiter. „Sin det deine neuen Partner, oder wat?“

„Nimm's oder lass et bleiben, Gerd“, erklärte Kalle Wild ungerührt. „Ich brauch dich nich.“

Grummelnd zog Sanders die Scheine hervor und bezahlte. Nach einer angemessenen Verweildauer an der Bar ging er dann zufrieden nach Hause. Immerhin hatte er jetzt sein Arbeitsmaterial.

VI.

Kesselschmied litt. Er litt unter der erzwungenen Untätigkeit. Er litt darunter, dass er nicht wusste, was los war. Dass sein Sohn sich nicht meldete. Und unter Ann-Sofies stummen Vorwürfen. Seine Frau war eine Kämpferin. Sie konnte nicht einfach abwarten. Wenn ihr Gefühl nach Handeln stand, dann musste sie auch was tun. Selbst wenn die Vernunft dagegen sprach.

„Irgend etwas müssen wir doch unternehmen, Heinrich“, plädierte sie inbrünstig.

„Sofie, mir sind völlig die Hände gebunden“, versuchte er ihr zum wiederholten Male klar zu machen.

„Aber Heinrich“, erwiderte sie heftig. „Es geht doch um unseren Sohn! Es geht doch um Bernie! Da können wir doch nicht einfach dasitzen und abwarten, was passiert. Wenn unser Sohn unter Mordverdacht steht!“

„Zu allererst müssten wir unseren Sohn endlich mal dazu bringen, den Mund aufzumachen“, platzte Kesselschmied heraus.

Seine Frau war natürlich hellauf empört. Sie knallte ihre Gabel auf den Teller. „Die unterstellen deinem Sohn einen Mord begangen zu haben – und du willst erst mal irgendwelche Geständnisse, bevor du ihm hilfst!“, warf sie ihm vor.

„Ich will wissen, was los ist“, wehrte er sich. „Ich will endlich wissen, was los ist.“

„Das hat er gesagt“, fuhr sie ihn an.

„Aber es war nicht die Wahrheit!“

„Woher willst du das wissen?“, schrie seine Frau jetzt voller Zorn. „Du meinst wohl, du hast immer Recht? Also manchmal, da versteh ich Bernie sehr gut.“ Und sie nahm ihre Gabel und knallte sie noch mal auf den Tisch. Dann stand sie mit einer hastigen Bewegung auf.

„Sofie“, flehte er, doch da hatte sie schon die Türe hinter sich zugeworfen.

Nach Sanders gestrigem Wutanfall hatte Mirko Behringer befürchtet, die alte Schikanetour würde wieder anfangen. Doch sein Interims-Vorgesetzter erweckte dann doch nicht den Eindruck, als wolle er Energie in überflüssige Auseinandersetzungen verschwenden. Außerdem war es auch irgendwie absurd, wenn ausgerechnet Sanders ihm rüde Befragungsmethoden vorwarf, fand Mirko. Sanders, der es grundsätzlich für überflüssig hielt, sich auch nur um einen halbwegs höflichen Tonfall zu bemühen. Er wäre bestimmt der Letzte gewesen, der den Hoffmanns in den Arsch gekrochen wäre, nur um dann doch keine relevanten Informationen zu bekommen.

Wenn es Infos über Ingo Hoffmanns Geschäfte gab, dann steckten die in seinem Computer und Mirko hatte den Kampf gegen das Codewort aufgenommen. Inzwischen war er bei den Karatebüchern des Toten angelangt.

Jasmin assistierte: „Kizami Strich zuki“, las sie vor. „Kizami Strich geri, Mae Strich geri, Mawashi mit Es Ha, Strich Geri.“

„Was treibt ihr da?“, unterbrach Sanders. Mirko hatte ihn nicht kommen hören. Jasmin wirkte genauso überrascht. Breschnew klang vorwurfsvoll.

„Ich dachte, ich soll nach dem Passwort suchen“, verteidigte sich Mirko.

„Können Sie das nicht allein?“

„Alle Arbeitnehmer haben ein Recht auf ihre Mittagspause“, entgegnete Jasmin spitz. „Sogar Ihre Untergebenen, Herr Kollege.“

Sanders grunzte etwas.

„Mach weiter“, forderte Mirko Jasmin auf.

Sie zog eine Grimasse, hätte wohl Breschnew gern noch ein paar vor den Latz geknallt, beherrschte sich dann aber. „Nagashi Strich uke“, las sie vor. „Nukite.“ Mirko tippte. Er hatte schon fast wieder den Finger auf der Enter-Taste, um die Meldung „Falsches Passwort“ zu bestätigen, als er merkte, dass es diese gar nicht gab. Stattdessen breitete sich wunderbarerweise die Benutzeroberfläche von Hoffmanns Computer vor ihm aus.

„He, das war’s“, rief er begeistert. Jasmin sah verdutzt auf. Sogar Breschnew kam herüber.

„Okay, Kleiner, dann schau mal, was er Spannendes drin hat!“

Damit verließ er das Büro.

„Weiter so, Kleiner“, höhnte Jasmin. „Brav gemacht!“

Mirko verzog das Gesicht. „Wenn ich anfangen würde, mich darüber aufzuregen, dann tät ich den ganzen Tag nichts anderes mehr“, verteidigte er sich, obwohl ihn die Sache natürlich auch nervte. Aber es war einfach zu blöd. Außerdem war er mindestens zehn Zentimeter größer als Breschnew. Wer hatte also Grund zu Komplexen?

„Du machst dich ganz schön Liebling bei ihm“, behauptete Jasmin aber. „Seit wann duzt du dich eigentlich mit ihm?“

„Im Grunde gar nicht“, versuchte Mirko zu erklären. „Er tut’s nur, wenn er im Stress ist, und ich, wenn ich ihn ärgern will.“ Sanders hatte irgendwann aus Versehen – ebenfalls im Stress – damit angefangen. Vermutlich verwünschte er sich selbst dafür. Aber Jasmin inszenierte ein verächtliches Gelächter. Langsam fragte sich Mirko wirklich, auf was sie hinaus wollte.

„Sag mal, was soll das alles?“, erkundigte er sich also. „Was wirfst du mir vor?“

„Ich find es zum Kotzen“, erklärte sie mit völlig untypischer Emotionalität, „wie du dich, kaum dass der Chef ausgebootet ist, so an dieses Arschloch ran-schmeißt.“

„Jetzt mach mal halblang“, forderte er ziemlich verblüfft. „Ich mach meinen Job, ja? Wie du übrigens auch. Und wenn du das andienen nennst...“

„Im Gegensatz zu dir geht es mir darum, dem Chef zu helfen und nicht Sanders zu gefallen“, entgegnete sie.

„Meinst du, du hilfst ihn, indem du Kleinkrieg mit Breschnew führst?“, wollte er wissen. Normalerweise war Jasmin die Coole, Sachliche von ihnen beiden. Diejenige, die Arbeit und Emotionen auseinander hielt. Irgendwas musste ihr heftig an die Nieren gegangen sein.

„Mir liegt daran, seinen Sohn zu entlasten“, bekannte sie unverblümt.

„Moment mal“, stoppt er. „Verehrte Frau Kollegin, du bist Polizeibeamtin, nicht die Anwältin von Bernhard Kesselschmied.“

„Verdammt, er hat den Mord nicht begangen“, schimpfte sie. „Das ist doch völliger Quatsch! Und ich weigere mich, bei so einer einseitigen Hetzjagd mitzumachen, nur weil Sanders das Spaß macht.“

„Jasmin, jetzt bleib mal auf dem Teppich“, versuchte er sie zu bremsen. „Ich kann echt keine Hetzjagd erkennen.“

„Ja, du“, behauptete sie. „Ich hab im Underground in einer Stunde fünfmal Drogen angeboten bekommen. Aber all diese Typen interessieren nicht. Der einzige, den ich im Auge behalten soll, ist Bernie Kesselschmied. Und gestern hat Sanders mich zusammengeschissen, als hätte ich einen Mörder laufen lassen, nur weil ich mit dem Chef geredet hab.“

Mirko konnte sich nicht vorstellen, dass sie Kesselschmied nichts erzählt hatte und genauso wenig konnte das vermutlich Sanders glauben. „Jasmin“, versuchte er es noch mal. „Kesselschmied mag ein toller Vorgesetzter sein, aber deswegen lege ich nicht meine Hand dafür ins Feuer, dass sein Sohn keine Scheiße gebaut hat.“

„Aber ich lege meine Hand dafür ins Feuer, dass er Hoffmann nicht umgebracht hat“, gab sie heftig zurück. „Und ich werde nicht daneben stehen und zuschauen, wie Sanders versucht...“

„He“, bremste er. „Merkst du denn nicht, dass du dich total verrennst? Okay, Sanders ist ein Arsch. Aber es gibt keine Anzeichen, dass er die Sache hier nicht korrekt...“

„Du verrennst dich“, fuhr sie ihn an. „Du merkst nicht, was hier läuft. Der dressiert dich: Zuckerbrot und Peitsche. Erst versucht er, dich fertig zu machen. Und jetzt bist du schon so dankbar, wenn er dich halbwegs normal behandelt, dass du alles von ihm schluckst.“

Mirko kam endgültig zur Überzeugung, dass seine Kollegin für den Moment übergeschnappt war: „Hau ab und steck deinen Kopf mal unter einen kalten Wasserhahn, damit du wieder richtig tickst“, riet er ihr und wandte sich Ingo Hoffmanns Computer zu.

Sanders hatte sich in seine Gerd-Klamotten geschmissen, Kalles Stoff eingesteckt und bei Aldi eine Tüte voller Dosenbier besorgt. Damit bezog er auf einer Bank am Rand der Grünanlage, wo Hoffmann erschossen worden war, Stellung. Abgesehen vom Underground, das äußerlich unauffällig war, war es eine einsame Straße. Dieses klägliche Grün, Industriebrachen und ein paar triste Wohnblocks, in denen kaum ein Fenster erleuchtet war. Zwei Straßen weiter reihte sich eine schicke, ständig volle Bar an die andere. Dieser nördliche Teil von Berlin Mitte war eine seltsame Gegend. Zwischen zwei Glitzerfassaden konnte man schon mal im Dunkeln in eine schlecht gesicherte Baustelle stolpern. Da lagen protzige Renommierneubauten fast unmittelbar neben finstersten Bruchbuden, schicke Bars neben Läden, die davon lebten Touristen abzuzocken. Horden vergnügungssüchtiger Kids mischten sich mit den gediegenen Besuchern der renommierten Ost-Theater und Touristen aus Westdeutschland bekamen hier sowohl die Chance einer angesagten Lokalität irgendwelche Halbprominenz aus der Glotze zu sehen wie das Grusel-Feeling, das sie mit der einstigen DDR verbanden. Eine chaotische Mischung, in der jeder zum Entdecker wurde. Und ein schreiender Gegensatz zur monströsen, spiegelverglasten Sterilität von Regierungsviertel und Potsdamer Platz südlich der Spree.

Sanders mochte weder den alten Ostcharme noch das neue Hauptstadtgetue, aber irgendwie diese Mischung, die Berlin ausmachte. So wie auch im Westen Kudamm und Bahnhof Zoo unmittelbar nebeneinander lagen. Oder wie er hier als Penner auf der Parkbank saß und all die aufgedonnerten Kids, die auf dem Weg ins Underground waren, an ihm vor bei zogen.

Er machte eine Dose auf und drapierte die Tüte schön auffällig, um auch wirklich auf den ersten Blick als harmloser Säufer erkenntlich zu sein. So getarnt musterte er die Vorübergehenden unverhohlen. Langsam begann sich das Underground zu füllen.

„He, habt ihr vielleicht 'n bisschen Stoff?“, sprach er ein Pärchen an, dass eng umschlungen an ihm vorbei ging. Sie blieben verblüfft stehen und verneinten.

„Wollt ihr was?“, fragte er. „Ist hier billiger als da drin.“

„Nicht unser Ding“, sagte das Mädchen.

„Du solltest aufpassen“, riet ihr Freund. „Im Underground wird verdammt viel verkauft. Die könnten sauer werden.“

„Ich pass schon auf“, versprach Sanders.

Als tatsächlich zwei der Türsteher auffällig zu ihm rüber sahen und dann Anstalten machten, sich in seine Richtung zu bewegen, rief er ihnen zu. „He, ihr da! Habt ihr ma `n bisschen Kleingeld für'n alten Mann?“

„Verpiss dich, du Penner“, schrie einer.

„Verpiss dich selber“, gab Sanders zurück, hütete sich aber vor einem Tonfall, der die beiden hätte provozieren können. Sie hatten sich auch schon wieder umgedreht, noch bevor er die fünf Silben beendet hatte. Er griff zu seiner Bierdose und nahm den nächsten Schluck.

Irgendwann tauchte Schneewittchen auf. Er hoffte, sie würde ihn nicht bemerken. Aber als sie ihr Motorrad abschloss, drehte sie sich in seine Richtung und hielt verblüfft inne. Sie zündete sich eine Zigarette an, vergewisserte sich, dass niemand ihr Aufmerksamkeit schenkte und kam dann herüber.

„Darf ich Sie kennen?“, fragte sie.

„Geben Sie mir `ne Mark.“

„Was?“

„Geben Sie mir `ne Mark. Ich hab Sie gerade angehauen.“

Sie gab ihm zehn Pfennig und sagte auch noch: „Wiedersehen macht Freude!
– Was tun Sie hier eigentlich?“

„Dasselbe wie Sie! Arbeiten! Passen Sie auf! Wenn Sie Bernhard Kesselschmied entdeckt haben, dann kommen Sie raus und geben mir Bescheid. Telefonieren Sie einfach.“

„Mit wem?“

„Egal. Mit ihrem Anrufbeantworter. Mit niemanden. Halten Sie das Ding ans Ohr und sagen Sie mir, was Sache ist.“

Sie nickte. Dann drehte sie sich um. Vor dem Underground trat sie ihre Zigarette aus und begann, die Türsteher zu bezirzen. Sie wurde anstandslos durchgelassen.

Einer der beiden Rausschmeißer war blond, der andere hatte schwarze Haare, aber relativ helle Haut. Insgesamt schien es eine zusammengewürfelte Truppe verschiedenster Nationalitäten zu sein, die den Einlass hier regelte. Sanders war froh, es wenigstens nicht mit der libanesischen Türsteher-Mafia zu tun zu haben. Wenn das überhaupt Libanesen waren. Denn es gab Hinweise, dass die Großfamilien, die seit einigen Jahren die Szene beherrschten, in Wahrheit Türken oder sonst was waren, jedenfalls einer angeblich verfolgten Minderheit angehörten, von der noch keiner was gehört hatte, die aber trotzdem nicht abgeschoben werden konnte.

Asyl war auch so ein Ding, wo Sanders zu weilen die Galle hoch kam. Da markierten die Politiker den dicken Maxe, wenn sie irgendwelche harmlosen Gestalten – biedere, integrierte Kleinfamilien, allein stehende Frauen mit Kindern und so weiter – den miesesten Regimes auslieferten, aber an die wirklich dicken Fische trauten sie sich nicht ran. Da tat man dann plötzlich ganz rechtsstaatlich und liberal, und behauptete, es wären einem die Hände gebunden. Dabei hatten die Typen nur einen fetten Anwalt und einen Haufen aggressiver Verwandter.

Aber der durchschnittliche deutsche Beamte glaubte ja, die korrekten Asylbewerber wären die mit dem amtlich gestempelten Folternachweis aus dem Staatsgefängnis, nicht die armen, verstörten Schweine ohne alle Papiere. Letztere wurden dann gefesselt und geknebelt zur allgemeinen Abschreckung zurückgesandt, während die Polizei sich mit den ominösen Libanesen und sonstigem Gesindel rumschlagen durfte.

Nein, es war echt in Ordnung von Ingo Hoffmann, dass er sich wenigstens vor einem der wenigen Läden hatte ermorden lassen, der nicht in der Hand dieser Clans war. Denn dann hätte es eine SoKo in Armeestärke gebraucht, überhaupt zu ermitteln. Drei Leute wären ein Selbstmordkommando gewesen.

Jasmin konnte Bernie Kesselschmied nicht entdecken, dafür wurde sie plötzlich am Handgelenk gepackt und zur Bar gezogen. Es war der Typ, mit dem sie am letzten Freitag eigentlich ins Bett gewollt hatte. René. Der hatte ihr gerade noch gefehlt. Überhaupt war er doch viel zu alt für diesen Teenie-Tanz-Palast.

Er sprach erregt auf sie ein, aber sie verstand wieder mal gar nichts.

„Ich dachte schon, ich seh dich nicht wieder“, schrie er noch lauter. „Tut mir echt Leid wegen neulich.“

„Bitte, lass das“, wehrte sie sich.

„Weißt du, wie du gesagt hast, dass du Bulle bist“, brüllte er mitten in eine musikalische Piano-Phase hinein, „da hab ich wohl'n bisschen komisch reagiert. Aber ausgerechnet Bulle, du verstehst doch? Das war schon'n bisschen krass.“

Jasmin verdrehte verzweifelt die Augen. Warum mussten die ausgerechnet jetzt Schmusesongs spielen? Konnten die den Lärm nicht wieder hochdrehen? Aber jetzt war es zu spät. Alle rundum starteten sie schon an.

„Ich mein, irgendwie...“, vertraute ihr René mit einer Stimme an, die für eine öffentliche Kundgebung getaugt hätte. „Tut mir ja Leid... Aber mit 'nen weiblichem Bullen im Bett, das kann ich mir irgendwie nicht vorstellen. Verstehst du doch, oder?“

„Schön, dass du es allen hier gesagt hast“, erklärte sie süffisant. Während er noch blöde um sich glotzte und scheinbar gerade erst kapierte, wer alles Zeuge seines lauschigen Geflüsters geworden war, kämpfte Jasmin sich zur Garderobe durch, holte Helm und Lederjacke und ging nach draußen. Dort zündete sie sich erst mal eine Zigarette an, kramte ihr Handy hervor und tat, als würde sie eine Nummer eintippen. Sie schlenderte die Straße entlang, vermied es, nach Sanders zu sehen, und stieß beinahe mit einem Pärchen zusammen, das sich offenbar gerade bei ihm mit Drogen eingedeckt hatte. Die ganze Geschichte kam ihr immer dubioser vor.

Als die beiden außer Hörweite waren, vertraute sie ihrem Telefon in angemessener Lautstärke an, dass sie Bernie Kesselschmied nicht gesehen habe. „Aber

leider einen Bekannten. Darum weiß jetzt der ganze Laden, was ich für einen Beruf habe. Ich geh also ins Bett. Lassen Sie sich was Neues einfallen!"

Obwohl sie Sanders dabei nicht ansah, erwartete sie Widerspruch. Doch da von ihm keine Reaktion kam, packte sie ihr Handy weg und fuhr heim.

VII.

Am Donnerstagmorgen war es Kesselschmied endlich gelungen, seinen Sohn zuhause anzutreffen. Aber Bernie weigerte sich, mit ihm zu reden.

„Vergiss es“, schimpfte er. „Ich hab deiner Assi-Schnecke alles gesagt, was es zu sagen gibt. Mehr ist nicht, und wenn ihr das nicht glaubt, dann ist das euer Problem.“

Kesselschmied probierte es noch einmal. „Kannst du nicht wenigstens Rücksicht auf deine Mutter nehmen?“, bat er schließlich.

„Lass Mama aus dem Spiel“, schrie sein Sohn voller Wut. „Die kann selber sagen, was sie will. Aber im Gegensatz zu dir traut sie mir keinen Mord zu.“

„Bernie“, flehte Kesselschmied.

Doch der ging nicht darauf ein. „Du brauchst ja immer ein unterschriebenes Geständnis“, höhnte er. „Alles musst du haarklein wissen. So was wie’ne Privatsphäre existiert für dich ja nicht.“

Kesselschmied kam es schwer an, zu Sofie zurück zu fahren und ihr zu gestehen, dass er gar nichts erreicht hatte. Dass jedes Wort die Sache nur noch schlimmer gemacht hatte. Er befürchtete wieder harsche Vorwürfe. Wie er so unfähig sein konnte, mit seinem eigenen Sohn zu reden. Er machte sich selbst ja auch welche.

Doch diesmal hörte Sofie nur stumm und bedrückt zu. Sie versuchte dann selber, Bernie anzurufen. Als sie wiederkam, konnte sie ihr Schluchzen kaum noch unterdrücken.

„Er beharrt darauf, dass er schon alles gesagt hat“, berichtete sie. Dann brach sie endgültig in Tränen aus.

Kesselschmied fragte sich, wie es nur soweit hatte kommen können.

Mirko hatte in Hoffmanns Computer die Adressdatei gefunden und telefonierte die Freunde des Mordopfers durch. Vor sich auf dem Schreibtisch hatte er Kaffee und eine offene Kekspackung stehen. Weder von Breschnew noch von Jasmin war was zusehen. Ein lockerer Job.

„Ja, also, ich weiß auch nicht, wie ich dir das am besten erklären soll“, erzählte er gerade einem Wolfgang. „Ich bin der Pit. Und ich ruf wegen Ingo an, Ingo Hoffmann. Die Sache ist die: Ich hab mit dem'n paar Geschäfte gemacht.“

„Was für Geschäfte?“, erkundigte sich Wolfgang. Er klang eher verwirrt, als alarmiert.

„Also, das will ich jetzt eigentlich lieber nicht sagen“, wick Mirko aus. „Jedenfalls schuldet mir Ingo noch Geld. Und ich erreich ihn nicht. Der ist irgendwie total abgetaucht. Und da wollt ich mal fragen, ob du vielleicht 'ne Ahnung hast, wo der stecken könnte.“

Wolfgang verneinte, wollte aber wissen, woher Mirko seine Nummer habe.

„Hat mir irgendein Kumpel von Ingo gegeben. Ich weiß nicht mal, wie der heißt. Kenn ich nur vom Sehen. Aber er meinte, du könntest was wissen.“

Irgendwann am Nachmittag wurde Mirko fündig. Erst meldete sich eine Karateschule. Als er von Ingo anfang, wurde er schnell weitergegeben. Sein neuer Gesprächspartner stellte sich nicht vor. Der Stimme nach war er vielleicht Mitte dreißig, Anfang vierzig. Er fragte ziemlich penetrant nach den angeblichen Geschäften.

„Ej, da will ich echt nicht drüber reden“, wandte sich Mirko heraus. „Ich weiß auch nicht, ob's dem Ingo recht wär.“ Der Mann am anderen Ende der Leitung wurde langsam ziemlich sauer. Er wollte wissen, von wo Mirko anrufe.

„Clausthal-Zellerfeld“, schwindelte der, was seinen Gesprächspartner etwas zu entspannen schien.

„Keine Ahnung, wo Ingo steckt“, behauptete der anonyme Karatejünger dann. „Aber wenn ich dir helfen soll, musst du mir schon sagen, um was es geht.“

„Das möchte ich lieber nicht. Sorry“, erklärte Mirko und legte auf. Dann griff er zu den Gelben Seiten und vergewisserte sich, was den Namen der Karateschule

betraff. Anschließend nahm er sich wieder die Liste von Hoffmanns Berliner Freunden vor, bemühte sich um eine seriöse, älter klingende Stimme und erzählte ihnen:

„Die Sporting Event Fernsehproduktionsgesellschaft sucht noch Statisten für einen Karatefilm. In deinem Club hat man mir gesagt, du könntest Interesse haben.“

Fast alle reagierten begeistert. Lediglich drei erklärten, da müsse ein Irrtum vorliegen. Sie hätten mit Karate nichts zu tun.

„Sie wissen, was Sie heute Abend tun?“, erkundigte sich Sanders, als Mirko ihm die Ergebnisse servierte.

„Karate lernen oder auf der Straßenseite gegenüber stehen?“, vergewisserte der sich.

„Erst mal die Straßenseite gegenüber. Hoffentlich kannst du das.“

„Ich werde mich bemühen“, versicherte Mirko freundlich. Sanders grunzte etwas Zustimmendes und wandte sich dann ab. Doch Mirko fand, dass sein Intimfeind für diese Herablassung noch eine kleine Breitseite verdient hatte.

„Eine Frage hätte ich noch“, sagte er. Sanders drehte sich um.

„Wenn du im Milieu eine falsche Identität hast“, setzte Mirko an und sah sofort, wie sich die Miene seines Kollegen verfinsterte, „wie konntest du dann damals bei dieser Razzia dabei sein – da wo du den Dealer erschossen hast? Die müssten dich doch erkannt haben.“

„Schon mal was von Masken gehört?“, giftete Sanders böse.

„Kann man denn damit ordentlich zielen?“

„Was meinen Sie, wie das SEK das tut, Sie kleiner Schwachkopf?“, fuhr ihn sein Kollege an und verließ abrupt den Raum.

Mirko grinste. Irgendwas war faul an dieser Geschichte – und er würde schon noch rauskriegen, was.

Sanders hatte wieder auf seiner Bank nahe dem Underground Stellung bezogen. Er hoffte, dass er heute mehr Glück haben würde. Auch wenn er noch so unverdächtig wirkte: trotz ihres eigenen trashigen Stylings würden die Betreiber des Underground auf Dauer keinesfalls dulden, dass sich ein Penner in ihrer Nachbarschaft einnistete und ihre Klientel anschnorrte.

Doch um kurz vor zehn kam der Sohn seines Chefs geradewegs an seiner Bank vorbei.

„Heh du“, rief Sanders ihn an.

Sein Opfer blieb stehen. „Ja?“

„Hast du Stoff?“, fragte Sanders.

„Äh, ja“, bekannte Kesselschmieds Sohn überrascht. „Brauchst du was?“

„Was haste denn?“

„Nur Ecstasy.“

„Zeig mal!“

Blondie griff in die Tasche seiner Jeans. Er benahm sich, als wäre er um Kippen oder um einen Kaugummi angeschnorrt worden. Nicht unbefangen, sondern naiv. Wahnsinnig naiv. Nervös, aber kein bisschen vorsichtig. Sein kindisches Gezappel, das Sanders schon während des Verhörs aufgefallen war, musste jeden Beobachter aufmerksam machen. Zum Beispiel die Türsteher des Underground.

Sanders riss eine Bierdose auf und reichte sie Bernhard Kesselschmied. „Da nimm und setz dich, damit die Gorillas da drüben nicht glotzen.“

Völlig verdattert gehorchte der Kleine. „Äh, danke!“

„Prost!“, sagte Sanders.

„Äh, ja, Prost, ebenfalls“, stammelte sein Opfer. Illegale Drogen in der Tasche, aber die sonnige Überzeugung des behüteten Bürgersöhnchens, dass die ganze Welt sein Freund war. Sanders fragte sich, wie man mit einundzwanzig noch so unreif sein konnte. Musste am Milieu liegen. Und am Vater. Ob seinem Chef bewusst war, dass es einen direkten Zusammenhang zwischen Harmoniesucht und Lebensuntüchtigkeit gab?

Nach einigen Schluck Bier begann der Kleine dann, umständlich seinen gesamten Drogenvorrat hervorzukramen. Die aufgestanzten Symbole waren größtenteils identisch mit denen, die bei Ingo Hoffmann gefunden worden waren.

„Also, diese hier hätt ich: Interessiert dich das?“, erkundigte sich Bernhard. In seiner Stimme klang nun doch etwas Skepsis durch, dass ein Penner mittleren Alter plötzlich auf Ecstasy stand.

„Eigentlich hab ich nur 'ne Frage“, gestand Sanders. Der Sohn seines Chefs reagierte verduzt, aber höflich. Gutbürgerliche Erziehung hatte auch ihre praktische Seite. Sanders zog zwei Tütchen hervor, die er von Kalle Wild bekommen hatte. Der Kleine glotzte natürlich blöd.

„Also, meine Sache ist diese Chemiescheiße eigentlich nich“, erklärte Sanders. „Ich hab bisher ordentlichen Shit verkloppt und fertich. Von dem anderen Zeug hab ich lieba die Finger jelassen. Aber der Typ, der mir dat liefert, der will plötzlich nicht mehr. Entweder nehm ich den Kram ooch, oda es jibt nüscht mehr. Aba ich hab keene Ahnung, wat dat Zeug taugt.“

Sein Gesprächspartner lachte konfus. Es wurde ziemlich deutlich, dass auch er nicht mehr Ahnung hatte. „Naja“, meinte er verlegen und nahm eines der Tütchen in die Hand. „Ich weiß ja auch nicht so. Sieht schon okay aus, aber bei dem Zeug weißte nie, was wirklich drin ist...“ Er spielte mit dem Tütchen rum, wie scheinbar mit allem, was er in die Finger bekam.

„Und der Preis? Dreißig hat mein Lieferant gemeint.“

„Naja, wenn's gute Ware ist. Ich verlang zwanzig.“

„Und? Woher weißte, ob das Zeug jut is?“

„Keine Ahnung“, gab Bernhard Kesselschmied zu. Die Spielerei schien wenigstens einen positiven Einfluss auf seine Nerven zu haben. Während seine Finger beschäftigt waren, wurde seine Haltung deutlich entspannter. Doch dann tauchte jemand im Dunkel auf und er räumte seinen Vorrat mit verdächtiger Hast weg. Hätte nur noch gefehlt, dass er den Kram fallen ließ.

Der Passant war ein Jugendlicher von etwa zwanzig Jahren, eindeutig Underground-Publikum.

„Haste Stoff?“, sprach ihn Sanders an und merkte, wie Bernhard Kesselschmied zusammenzuckte.

„Nee“, erwiderte der Junge.

„Brauchste welchen?“

„Äh, naja, hast du was?“

Der kleine Kesselschmied brach in verblüfftes Gelächter aus, nachdem das Geschäft abgeschlossen war und der Kunde sich entfernt hatte. „Das ist ja total schrägt. Warum machst du das? Dass du die erst mal fragst...“

„Kleener Test, wie sie drauf reagieren“, erklärte Sanders.

Blondie kicherte wieder. Dass so was ratsam sein konnte, darauf war er anscheinend noch nicht gekommen.

Überwachung gehörte nicht gerade zu den Dingen, mit denen Mirko Behringer viel Erfahrung hatte. Also hatte er ein paar Gedanken investiert, um eine Rolle zu finden, in der er unverdächtig wirkte. Als er sein Auto in Treptow schräg gegenüber dem Karate-Club parkte, hatte er einen auffälligen Strauß roter Rosen auf dem Beifahrersitz liegen. Er schob Grönemeyer ins Kassettendeck, hörte nicht allzu leise „Männer“, aß Schokolade und fand, dass er den wartenden Verehrer perfekt gab. Drüben tat sich wenig Interessantes. Er hatte die zweite CD durch und inzwischen eine angebrochene Chipstüte auf dem Armaturenbrett liegen, als jemand an das Seitenfenster klopfte. Eine betagte Dame mit schwarzem Cocker im Schlepptau. Mirko ließ das Fenster herunter.

„Sie Armer“, sagte die Alte. „Da hat sie jemand aber gründlich versetzt.“

„Tja“, gab Mirko freundlich zurück. „Damit muss man rechnen, wenn man sich mit Frauen einlässt.“

Kurz nachdem die mitfühlende Oma wieder abgezogen war, kam drüben aus dem Karate-Club eine größere Schar junger Männer. Vom Alter her konnten sie zu Ingo Hoffmann passen, was das Aussehen betraf ebenfalls. Mirko schaltete sein

Autoradio ab und griff einen Leinenbeutel, den er sich über die Schulter hängte. Zwei Häuser neben dem Karate-Club war eine Kneipe. Mirko holte einen Stapel Werbezettel von Andis Fahrradkurier-Service aus dem Beutel und hielt sie den wenigen Passanten hin. Die meisten lehnten dankend ab. Vor dem Club drüben standen die Jungs herum, rauchten, redeten und telefonierten. Ein oder zwei schauten zu Mirko herüber, schienen sich aber keine Gedanken zu machen, dass Werbemaßnahmen um diese Zeit in dieser Gegend nicht allzu effektiv sein konnten. Mirko hatte auch kurzzeitig mit dem Gedanken gespielt, einfach seinen Strauß zu nehmen und einen indischen Rosenverkäufer zu simulieren. Immerhin hatte er glatte, fast schwarze Haare und einen relativ dunklen Teint. Aber diese Maskerade war ihm dann doch zu gewagt erschienen. Außerdem wollte er nicht von Kneipe zu Kneipe ziehen, sondern unauffällig auf der Straße rumlungern.

Plötzlich bewegte sich etwas in der Gruppe. Offenbar kam jemand aus dem Club, dem sich die anderen zuwandten. Mirko wechselte die Straßenseite, überquerte die Fahrbahn aber in einem so flachen Winkel, dass er nahe an den Jungs vorbei kam. Aus den Augenwinkeln nahm er den Mann wahr, um den sich jetzt alles scharte. Er hatte eine umfangreiche Sporttasche geschultert und schien teuer gekleidet. Mirko fielen im Vorbeigehen nass zurückgekämmte Haare, eine glänzende Lederjacke und das Blitzen von diversem Schmuck auf. Der Typ konnte gut sein Gesprächspartner vom Nachmittag sein. Er war schon älter und schien einen gewissen Respekt zu genießen.

Drüben angekommen tat Mirko wieder, als würde er nach Interessenten für seine Zettel Ausschau halten und verfolgte dabei aus den Augenwinkeln, was sich vor dem Club tat. Nach kurzem Palaver verabschiedete sich der Obermufti und überquerte ebenfalls die Straße. Mirko bewegte sich langsam zu seinem Auto zurück, vergewisserte sich, dass sein Beschattungsobjekt nicht hersah, bevor er aufschloss, warf den Beutel in den Fußraum und stieg ein. Drei Parkplätze vor ihm startete der Mufti ein postgelbes Mercedes-Cabrio. Schön auffällig! Mirko hatte zwar vor Jahren nicht widerstehen können, einem Freund einen vergleichsweise billigen Manta abzukaufen, aber er hatte ihn aller Extras beraubt und in einem

stumpfen Dunkelgrün einfärben lassen. Dezenter konnte ein Auto fast gar nicht sein.

Er ließ einen blauen Kleinwagen vorbei, der ihm Sichtschutz gab, das gelbe Cabrio aber nicht völlig verdeckte, dann hängte er sich dran.

„Sonst sitzt du aber nicht hier, oder?“, erkundigte sich Bernhard Kesselschmied irgendwann neugierig. „Ich hab dich noch nie gesehen.“

„Ich war `ne Weile nich in der Stadt“, behauptete Sanders. „Hab ne kleine Tour durch Holland gemacht.“

„Um Nachschub zu besorgen?“

Sanders schüttelte den Kopf. „Nö, eenfach so. Mal `ne andre Stadt sehen, andres Bier trinken.“

Der Kleine wusste darauf wenig zu erwidern. Aber er blieb brav sitzen und hörte zu.

„Wegen dem Bier lohnt sich’s nich“, erklärte Sanders. „Aber sie haben klasse Aale dort.“

„Aale?“, erkundigte sich sein Opfer verblüfft.

„Ja, geräucherte Aale“, bestätigte Sanders. „So richtig frisch aus’m Ofen. So wat kriegste hier nich.“

Der Sohn seines Chefs schien zwar noch nicht ganz zu wissen, wie ihm geschah, war aber durchaus bereit, mit seinem neuen Freund auf dieser Bank zu sitzen und beim zweiten Bier ein bisschen Smalltalk zu betreiben. Was für ein vertrauensseliges Kerlchen, dachte Sanders. Man sollte echt nicht glauben, dass der Vater bei der Kripo ist.

Zwei Frauen kamen vorbei. Eher Ende als Anfang der Zwanzig. Beide unauffälliger, aber teurer zurecht gemacht als der Underground-Durchschnitt. Perlen im Ohr und noch ein paar andere Oberschicht-Accessoires. Sanders ließ sie vorbeigehen.

„Warum hast du die nicht gefragt?“, erkundigte sich Blondie.

„Solche Tussis wie die könnten ooch knallhart anti Drogen sein und hier 'nen riesigen Zirkus veranstalten“, gab Sanders Nachhilfe. „Dat lohnt nich.“

„Machst du das schon lange?“, wollte Bernhard beeindruckt wissen. Sein Ton machte wieder deutlich, wie wenig Ahnung er selbst hatte. Mehr als ein paar Wochen konnte er nicht im Geschäft sein, sonst wäre er schon gewaltig auf die Presse gefallen.

Als eine Weile niemand vorbei kam, fing der Kleine wieder mit seinem Gezappel an. Er müsse dann mal los, meinte er, um noch was zu verkaufen.

„Trink erst aus“, bremste Sanders. „So spät isses noch nich.“

Bernhard wehrte halbherzig ab. „Das ist doch auch nicht gut für dein Geschäft“, meinte er. „Ich bin doch quasi Konkurrenz.“

Sanders verbiss sich nur schwer ein Grinsen. „Ich hab nüscht gegen'n bisschen quatschen“, entgegnete er. „Is doch scheißlangweilig, den ganzen Abend nur uff Kunden warten. Früher hat ick mal'n juten Stamm. Da konnt ick mit'n paar Kumfels an der Bar rumhängen, mir'n schönen Abend machen und die Leute sind gekommen, wennse wat wollten.“

„Warum ist das nicht mehr so?“

„War zu oft wech.“ Sanders zog eine entschuldigende Grimasse. „Man will ja ooch wat ham vonna Kohle. Aber für's Jeschäft is et Gift.“

Blondie nickte. Dann warf er seine leere Dose in den Mülleimer. „Ich geh dann mal. Vielen Dank für das Bier!“

„Wie kommste da überhaupt rinn?“, fragte Sanders und machte eine Kopfbewegung Richtung Underground. „Kontrollieren die nich?“

„Ich kenn da ein paar an der Tür. Die lassen mich durch.“

Die nächsten Disco-Gänger tauchten auf.

„Dat sin deine“, erklärte Sanders.

Mirko Behringer folgte dem gelben Cabrio ohne größere Schwierigkeiten. Der Karatemufti bog ziemlich bald auf eine fette Hauptverkehrsader ab, die sich vom

Köpenick schnurgerade nach Treptow zog und dann im Bogen durch die Ostberliner Innenbezirke führte. Mirko konnte locker ein oder zwei Autos zwischen sich und sein Opfer lassen oder mal die andere Spur nehmen, ohne den Anschluss zu verlieren. Als das gelbe Cabrio endlich abbog, hatten sie den Prenzlauer Berg erreicht und das Underground war nicht mehr allzu weit. Allerdings waren in dieser Gegend Parkplätze knapp. Als der Karatetrainer mit der Suche begann, konnte Mirko nicht mehr unauffällig in seinem Schatten bleiben. Kurzentschlossen stellte er seinen Wagen in eine nicht allzu belebt aussehende Einfahrt und zog ein schwarzes Kapuzensweatshirt über. Zusammen mit den Turnschuhen konnte er damit notfalls auf Jogger machen. Die Hose passte zwar nicht, aber das würde in der Dunkelheit niemandem auffallen. Mit etwas Abstand lief er dem gelben Mercedes hinterher, der langsam um die Blocks schlich. Endlich hatte der Fahrer einen Parkplatz gefunden und stieg aus. Mirko merkte, dass er nervös wurde. Verfolgung zu Fuß hatte er noch nie gemacht. Zu allem Überfluss bewegte sich der Mufti auch noch verdammt unregelmäßig. Einmal studierte er die Speisekarte eines Restaurants, dann staunte er einen schicken Porsche an, als nächstes zog er aus einem Automaten eine Packung Zigaretten. Mirko zog sich in eine besonders dunkle Ecke zurück und holte sicherheitshalber auch noch das Handy heraus. Er tat als, ob er telefonierte und drehte dem Mufti dabei halb den Rücken zu. Handies waren wirklich klasse, um irgendwo unauffällig herum zu hängen. Was hatte man nur in den Zeiten gemacht, wo es die Dinger noch nicht gab? Als sein Opfer aber immer öfter willkürliche Pausen einlegte, selber telefonierte und eine Zigarette anzündete, obwohl er gerade erst eine halb gerauchte weggeworfen hatte, bekam Mirko ernste Zweifel, ob er wirklich unauffällig genug gewesen war.

Bernhard Kesselschmied hatte inzwischen alle Anstalten aufgegeben, seinen neuen Bekannten schnell wieder zu verlassen.

„Also irgendwie besonders geschäftstüchtig bist du ja nicht“, konstatierte er, nachdem er auf Sanders Wink hin wieder eine seiner Pillen losgeworden war. „Die anderen flippen aus, wenn man ihnen in die Quere kommt.“

„Lohnt sich nich“, gab der zurück. „Ob ich die nächste Tour `n halbes Jahr früher oder später mach.... Dat ist doch scheißegal. Deswegen mach ich mir keenen Stress.“

„Nimmst du eigentlich selber was?“, fragte Bernhard plötzlich.

„Bin ich blöd?“, gab Sanders zurück. „Du?“

Der Kleine schüttelte den Kopf. Aber er schwieg. Plötzlich ging eine ziemliche Anspannung von ihm aus. Nicht diese Hampelmann-Nervosität, sondern echter Stress. „Sag mal“, setzte er nach längerem Zögern an. „Machst du dir eigentlich'n Kopp... Ich mein, es sind ja auch schon Leute dran gestorben... Auch an Ecstasy... Hast du da ein Problem mit?“

Sanders schüttelte den Kopf. „Ich zwing doch keenen.“ Aber Blondie hatte ein Problem. Das war überdeutlich. Im Grunde war er wohl überzeugt, dass Drogen Teufelszeug waren. Vermutlich hatte er selbst noch nie was Härteres als Alkohol probiert. Aber trotzdem ging er das Risiko ein, zu dealen, obwohl ihm wirklich jede Voraussetzung dafür fehlte. Dafür musste es einen Grund geben.

Irgendwann erregte ein dunkel gekleideter Mann auf der anderen Straßenseite Sanders Aufmerksamkeit. Der Kerl ging auf und ab und schien zu telefonieren. Dabei sah er verdächtig oft zum Eingang des Underground hinüber. Sanders warf dem kleinen Kesselschmied einen Seitenblick zu, doch dem schien nichts aufzufallen. Plötzlich steckte der Dunkelgekleidete sein Handy ein und überquerte die Straße. Er kam direkt auf Sanders zu, schien ihn aber nicht wahrzunehmen. Dann jedoch stutzte er, blieb stehen und starrte ihn verblüfft an.

Sanders blickte mehr als unfreundlich zurück. „Haste mal `ne Mark, Alter?“, pflaumte er seinen Assistenten an, der sich seiner Meinung nach eigentlich in Treptow vor einem Karate-Club zu befinden hatte und nicht in konspirativer Tarnkleidung vor dem Underground.

Doch auch Mirko Behringer hatte sich schon von seiner Überraschung erholt. „Keine Zeit“, erklärte er.

Sanders hörte hinter sich Kies knirschen und drehte sich um. Eine andere dunkle Gestalt verschwand zwischen den Bäumen. Behringer eilte dem Mann hastig nach.

„Scheiße, den kenn ich“, informierte Bernhard Kesselschmied seinen neuen Freund aufgeregt. „Das iss'n Bulle.“

„Wundert's dich?“, gab Sanders zurück. „Soll doch eener umgelegt worden sein hier in der Nähe.“

Was zum Teufel hatte dieser verdammte Behringer hier zu suchen? Während Sanders seinen undisziplinierten Assistenten noch verfluchte, hörte er plötzlich ein unterdrücktes Aufschreien. Es kam aus dem Park und es klang nach Mirko Behringer. Sanders fuhr unwillkürlich auf. Auch Blondie zuckte zusammen. „Ist da was passiert? Was meinst du?“

Im nächsten Augenblick war dumpfes Krachen und Rascheln zu hören. Sanders lief los. Bernhard Kesselschmied folgte ihm.

Plötzlich war alles wieder still. Sanders bremste seinen Schritt ab. Es war ziemlich dunkel. Er hatte keine Waffe dabei, aber dafür einen total naiven Jugendlichen im Gefolge. Mit einem warnenden Griff an den Arm bedeutete er den kleinen Kesselschmied, vorsichtig zu sein. Dann lauschte er auf verdächtige Geräusche, hörte aber nur ein leichtes Rascheln, das nicht von einem Menschen kommen musste. Leise ging er weiter. Nicht auf dem knirschenden Kies, sondern auf dem Grasstreifen an der Seite. In seinem Rücken hörte er Bernhards aufgeregtes Keuchen.

Am Rande des kleinen Platzes, ein paar Meter links von der Stelle, wo Hoffmann erschossen worden war, kauerte eine Gestalt auf dem Kies. Dahinter lag jemand ausgestreckt. Sanders erkannte helle Turnschuhe. Der Kauernde erhob sich langsam. Dunkle Haare, dunkle Jacke, recht breite Schultern. Das Opfer auf dem Boden regte sich nicht.

Sanders schob Bernhard Kesselschmied nach hinten. Den konnte er jetzt nicht brauchen.

Der Dunkle drehte sich um: „Da ist wer zusammengeschlagen worden“, sagte er. „Könnt ihr mal die Polizei rufen?“ Es war Mirko Behringer. Sanders atmete durch.

„Ich hab kein Handy, aber...“, setzte Bernhard Kesselschmied aufgeregt an.

Sanders ging zu dem Bewusstlosen und sah ihn sich an. Die Kleidung war etwas durcheinander, aber es gab keine Anzeichen von Verletzungen. Ein bulliger Typ, vielleicht ein bisschen kleiner als Behringer, dafür aber breiter. Angeberklamotten, Angeberschmuck, abgelebte Visage, soweit sich das im Mondlicht erkennen ließ.

„Den hat eben wer zusammengeschlagen. Grade vor mir“, behauptete Behringer. „Ich hab noch jemanden wegrennen sehen.“ Die traurige Grünanlage hatte zwar einen Ausgang zur anderen Seite, aber Sanders hatte genug gehört, um definitiv zu wissen, dass niemand weggerannt war. Außerdem klang Behringers Stimme ein bisschen zu locker-flockig. Ob er den Kerl nun selber schlafen geschickt hatte oder sonst was passiert war... Auf jeden Fall schien sein blöder Assistent keine Probleme zu haben.

„Dann is ja allet in Ordnung“, sagte Sanders kalt und forderte Blondie auf: „Komm, Kleener! Das ist nich unser Ding.“

„Aber wir können doch nicht...“, protestierte der. „Wir müssen doch einen Notarzt rufen und...“

„Dat kann der doch selber machen“, erwiderte Sanders mit einer Kopfbewegung Richtung Behringer. „Da braucht er uns nich zu.“

„Aber die Polizei...“, setzte der Kleine wieder an.

„Ich hab was gegen Bullen“, erklärte ihm Sanders nachdrücklich und drehte sich um. Er bekam noch mit, wie Bernhard seinen Kollegen fragte:

„Kommst du klar?“

„Aber ja“, erwiderte Behringer. Doch als Sanders den Park schon fast verlassen hatte, hörte er, wie sein Assistent ihm ein lautes „Arschloch“ nachbrüllte. Sanders konnte sich lebhaft ausmalen, welchen Spaß das Mirko Behringer machte. Er hoffte, der verdammte Schnösel würde im Dunkeln wenigstens ordentlich in die Hundescheiße treten.

„Aber vielleicht hätten wir doch was helfen können...“, drängelte unterdessen Bernhard Kesselschmied.

„Ich hab was gegen Bullen“, wiederholte Sanders. „Am Ende machen die noch 'ne Personenkontrolle und wir hängen in der Scheiße.“

Der Kleine schien völlig vergessen zu haben, was er in der Tasche hatte, und schwieg betroffen.

„Las uns Schluss machen für heute“, schlug Sanders vor. „Gehen wir lieber noch'n Bier trinken.“

Sein Anhängsel brach in verblüfftes Gelächter aus: „Das haben wir doch schon den ganzen Abend.“

„Diese Dosenplörre zählt doch nich“, wehrte Sanders ab. „Ich hab jetzt Lust auf ein schönes, frischgezapftes Pils.“ Er schenkte dem Kleinen einen Seitenblick. Eines würde er schon noch vertragen. Als sie aber eine Kneipe gefunden hatten, bestellte Bernhard Kesselschmied Fassbrause.

„Ich glaub, ich hab genug Alkohol für heute“, erklärte er. Es klang erwachsener als alles, was er sonst an diesem Abend von sich gegeben hatte.

Mirko Behringer hockte auf der zuständigen Polizeidirektion, diktierte den Kollegen von der Streife ein Protokoll und war äußerst zufrieden mit sich. Er log auch ihnen die Geschichte mit dem flüchtigem Täter vor.

„So ganz Zufall war das natürlich nicht, dass ich in der Nähe war“, behauptete er. „Wir hatten ja am Freitag diesen Toten im Park.“

In der Tasche des Karatemufti war außer seinem Ausweis auch eine geladene Pistole gefunden worden.

„Vielleicht ist er ja euer Mörder“, scherzte einer der Streifenbeamten launig.

Mirko nickte, obwohl er wusste, dass das Kaliber nicht zu dem Einschussloch auf Hoffmanns Stirn passte. Aber es gab allen Grund, diesen Sascha Kreidler zu verhören und erkennungsdienstlich zu behandeln.

Als Mirko endlich heimkam, war es weit nach Mitternacht. Aus dem Wohnzimmer kam Musik und eine exstatische Mädchenstimme kreischte: „Ja, ja, jetzt!“

Nicht unbedingt der Empfang, mit dem er gerechnet hatte. Ohne die Schuhe auszuziehen ging er nachschauen, was sein Schatz in seiner Abwesenheit trieb.

Im Wohnzimmer waren die Möbel beiseite geschoben, eine große Bauplane ausgebreitet und ein Rennrad aufgebockt. Andi schraubte an der Gangschaltung herum und seine enthusiastische Besucherin feuerte ihn nach Kräften an. Mirko kannte sie. Sie hieß Maike, war von den Haaren bis zu den Beinen vor allem lang und dünn und jobbte beim selben Kurierservice wie Andi.

„Hallo, Maike“, grüßte Mirko.

Sie sah auf. „Hallo, Mirko!“, gab sie zurück.

Er warf Andi den Rosenstrauß zu. „Hier, hab ich dir mitgebracht.“

„Was soll denn das?“, rief sein Liebster entsetzt, fast angewidert.

„Ich dachte, du freust dich“, behauptete Mirko scheinheilig, obwohl er natürlich genau wusste, dass er eher ein paar Steaks oder eine Dose Silikonspray hätte mitbringen müssen, um bei seinem Lebensgefährten zu landen.

„Weißt du, was?“, konterte Andi. „Wenn du solches Zeug schon anschleppst, dann gießt du es auch selber.“ Mit spitzen Fingern entfernte er zwei Chipskrümel aus den Blüten. „Gefüttert hast du sie ja schon.“

Maike kicherte. Sie war knappe Zwanzig, aber ihre Stimme höchstens vierzehn. „Du bist echt eine Banause“, warf sie Andi vor. „Andere träumen von so was.“

Er schmiss ihr den Rosenstrauß zu. „Steck ein“, sagte er. „Ist `ne ganz neue Züchtung. Queen of Chipsies.“

„War ja echt’n cooler Abend mit dir“, versicherte Bernhard Kesselschmied. „Wirklich. Aber ich hätt doch ins Underground gehen sollen. Die nächsten drei Tage komm ich da nicht rein.“

„Ick würd da im Moment überhaupt nich reingehen“, gab Sanders zurück.
„Nach dem Mord, wer weeb, wat da am Laufen is. Da springen wahrscheinlich Zivibullen noch und nöcher rum.“

„Soll ich mich vor Aldi damit stellen?“, fragte Bernhard jedoch vorwurfsvoll.
„Oder das Zeug Sonntags an der Kirchentür verscheuern?“

Die Kneipe, in der sie hockten, war eine, in der Typen wie Gerd nicht auffielen. War gar nicht so einfach gewesen, so was zu finden in einer Gegend, der man zwar vierzig Jahre Planwirtschaft noch an jeder zweiten Ecke ansah, die aber vor allem von den Jungen und Schicken bevölkert wurde. Dafür gehörten blondierte Jungs mit Markenklamotten und Ringen in den Augenbrauen nicht unbedingt zum Stamm-Inventar. Andererseits stand das ganze Styling auch in schreiendem Gegensatz zu Bernhard Kesselschmieds Verhalten. Mit den gewollt coolen Attributen rieb er jedem erst so richtig unter die Nase, dass er überhaupt nicht cool war. Immerhin hatte er sich den Kleinen prima angelacht, resümierte Sanders. Er hoffte bloß, endlich auch mal was Konkretes zu erfahren.

„Mach doch mal'n bisschen Pause“, schlug er seinem Opfer vor.

Der Kleine sah mit einem Schlag ziemlich verzweifelt aus. „Ey, ich brauch das Geld.“

„Stehste unter Druck?“

Bernhard nickte. Und seufzte tief.

Sanders bemühte sich um einen mitfühlenden Ton. „Scheiße, so weit sollt man's echt nich kommen lassen.“

Blondie stimmte ihm mit weiterem Seufzen zu. „Ist schon zu spät. Ich häng drin. Und ich brauch die Kohle. Dringend.“

„Ick will dir ja nich zu nahe treten“, setzte Sanders vorsichtig an. „Aber wie ein Profi stellste dich nich gerade an.“

Er bekam dafür einen mehr als verzweifelten Blick. „Ich weiß“, gab Bernhard Kesselschmied kleinlaut zu.

„Warum haste dann überhaupt mit anfangen?“

Der Kleine wandte den Blick ab. „Das kann ich dir nicht sagen“, erwiderte er leise. „Das kann ich dir echt nicht sagen.“

Sanders wartete ab und hoffte, Blondie würde es sich noch mal anders überlegen. Denn genau das wollte er wissen. Dafür machte er den ganzen Zirkus mit. Aber nach einer Weile bekannte Bernhard nur: „Ich häng ganz schön in der Scheiße.“ Es klang, als spräche er mehr zu sich als zu seinem neuen Freund.

Sanders wartete wieder eine Weile ab: „Soll ick dir helfen, dat Zeug loszuwerden?“

Der Kleine starrte ihn an wie den Weihnachtsmann: „Würdest du das echt tun?“

„Warum nich? In so’nen Tanzschuppen komm ich natürlich nich rinn. Aber ich krieg das auch so wech. Dauert vielleicht drei Tage länger...“

„Das wär echt...“, stammelte sein Opfer überwältigt. „Das... das kann ich gar nicht sagen, wie mir das helfen würde. Warum machst du das? Du kennst mich doch gar nicht. Ich weiß noch nicht mal, wie du heißt.“

„Gerd.“

„Ich bin Bernie.“

„Nennt dich deine Mama so?“

„Bernhard gefällt mir nicht“, erklärte er verlegen.

„Darauf kommt’s nich an.“

Der Kleine brach in ein ziemlich konfuses Gelächter aus.

VIII.

Kollege Sanders schien sich zu verspäten. Also gelangte Jasmin wieder mal in den Genuss eines gemütlichen Frühstücks mit Mirko. Wenn sein Freund noch vor Geschäftsbeginn irgendwelche Kuriersendungen durch die Stadt kutschieren musste, dann frühstückte Mirko im Büro. Da er ein notorischer Fresssack war, baute er dafür stets ein regelrechtes Buffet auf. Jasmin fand das sehr praktisch. Er zickte natürlich rum und beschwerte sich, aber das gehörte zum Ritual. Die paar Happen, die sie abstaubte, dienten ihm schließlich als Rechtfertigung, doppelte Mengen einzukaufen. Er brachte manchmal sogar ihre Lieblingswurst mit, die er selber gar nicht mochte.

„Ich würde ja echt gern wissen, was unser lieber Kollege Sanders abends so treibt“, meinte sie. „Vorgestern hockte er fröhlich vor dem Underground und hat Drogen verscheuert. Und mir macht er Vorhaltungen wegen der Dienststörung. Ich glaube nicht, dass die Wächter das deckt, was er da treibt.“

„Mach mal halblang“, bremste Mirko. „Irgendwie muss ein verdeckter Ermittler doch mitmischen.“

„Er darf das nur, wenn sonst sein Alibi auffliegt und auch dann nur innerhalb gewisser Grenzen“, korrigierte Jasmin. „Aber da war weit und breit niemand. Da war bloß Sanders und hat gedealt, als hätte er nie was anderes gemacht.“

„Ich glaube nicht, dass es klug ist, ihn damit zu konfrontieren“, zweifelte ihr Kollege, der im Grunde seiner Seele ein sehr braves, konservatives Bübchen war.

Besagter Sanders platzte leider gerade zur Tür herein und unterbrach die gemütliche Frühstücksrunde. So was wie einen freundlichen „Guten Morgen“ gab es bei ihm natürlich wieder mal nicht.

„Behringer!“, brüllte er.

„Jawoll“, schrie Mirko zurück, zwar mit vollem Mund, aber doch noch einige Dezibel lauter als sein Vorgesetzter.

Sanders ließ sich auf seinen Bürostuhl fallen und nahm ihn ins Visier.

„So, Kleiner, jetzt erklär mir mal genau, was das gestern für'ne Nummer war“, forderte er.

Mirko grinste. Ohne allzu viel Hast schob er seine Frühstückssachen beiseite, verschränkte die Arme und lehnte sich zurück. Jasmin war neugierig geworden. Breschnew dagegen sah aus, als wäre er schon wieder kurz vor'm Platzen.

„Ich hatte den Auftrag, den Karateclub zu beobachten“, setzte Mirko an. „Korrekt?“

Sanders sparte sich die Bestätigung, sondern beließ es bei einem fordernden Blick.

„Ich habe eine Gruppe Jungs in Hoffmanns Alter herauskommen sehen“, fuhr Mirko provokant gelassen fort, „und dann jemanden, der eine Art Obermufti zu sein schien. Das war möglicherweise der, mit dem ich am Nachmittag telefoniert hatte. Ich habe mich entschlossen, ihm zu folgen. Da ich wusste, dass mein Vorgesetzter undercover unterwegs ist, konnte ich ihn nicht anrufen und musste folglich selber entscheiden. Korrekt?“

„Lassen Sie die Faxen“, zischte Sanders böse. „Weiter.“

Mirko ließ sich nicht stören. Er grinste noch immer. „Ich bin ihm im Auto, dann zu Fuß gefolgt. Er ist am Underground vorbei gegangen und hat dort kurz ein paar Worte mit den Türstehern gewechselt. Dann ist er weiter in den Park.“

„Mir bekannt“, unterbrach Sanders gereizt.

Mirko hob die Hände. „Tja, und da muss er wohl was gespannt haben. Jedenfalls hat er mir plötzlich aufgelauert.“

„Und dann?“, drängte sein Vorgesetzter. „Ich dachte, er ist Karate-Trainer.“

Mirko holte sein allerfreundlichst-großkotziges Grinsen raus. „Tja, scheint, dass ich trotzdem ein bisschen schneller war.“

Jasmin konnte sich nur wage zusammenreimen, um was es da ging. Aber sie wusste, dass Mirko trotz seines unschuldigen Aussehens in irgendeiner dieser japanischen Kampfsportarten ein Ass war. Und seine schnellen Reflexe hatte sie gelegentlich schon selbst miterleben dürfen. Für Sanders jedoch war er offenbar das schwule Weichei, das sich schon von einem bösen Blick einzuschüchtern ließ.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben: Mirko ließ sich mit bösen Blicken tatsächlich leichter fertig machen als mit nackter Gewalt.

„Weiter“, insistierte Breschnew unterdessen ungeduldig.

„Nun ja“, erwiderte Mirko. „Ich dachte mir, der Kerl muss ja nicht mitkriegen, dass ich Bulle bin. Und Bernie Kesselschmied sollte bestimmt nicht wissen, dass du einer bist.“

„Der Kerl hat dich doch hinterher wieder erkannt“, warf Sanders ein.

Mirko schüttelt den Kopf. „Der hat mich nicht mehr zu sehen bekommen. Die Kollegen von der Streife waren echt schnell. Wie die kamen, hat der Kerl noch geträumt. Der weiß nur, dass ihn irgendwer gefunden hat und die Polizei gerufen hat.“ Er grinste breit. „Tja, und die hat leider seine Knarre gefunden...“

„Er hatte eine Waffe bei sich?“, rief Sanders verblüfft.

Mirko nickte. „Die liegt jetzt im Labor, und seine Personalien sind in unserem Computer.“

„Und?“

„Er heißt Sascha Kreidler, ist 38 und hat mal 'ne Jugendstrafe wegen Hehlerei abgesessen. Dazu gab's ein paar Anzeigen wegen Körperverletzung. Er hat keine Familie und ist seit drei Jahren Trainer in diese Karateschule. Davor ist er sehr oft umgezogen. Leider ist seine Knarre nicht die Tatwaffe.“

Trotz Mirkos aufreizendem Getue sah Sanders plötzlich zufrieden aus. Jasmin dagegen kam sich langsam ziemlich ausgeschlossen vor. Warum hatte dieser Verräter Mirko ihr das noch nicht erzählt? War er so beleidigt wegen der Auseinandersetzung von vorgestern, dass er ihr aus purer Rache solche Sachen vorenthielt?

„Welche Relevanz hat diese Geschichte für unseren Fall?“, fragte sie provokant

„Das Underground führt natürlich Drogenkontrollen am Eingang durch“, erklärte Breschnew sachlich. „Schließlich will man das Geschäft ja selber machen. Es gibt aber einige Türsteher, die sind geschmiert und lassen bestimmte Kleindealer rein. Möglicherweise gehörte Hoffmann dazu. Ganz sicher aber der kleine Kesselschmied.“

„Das glaub ich nicht“, rief sie spontan aus.

„Er hat mir das selber erzählt“, gab ihr Kollege zurück.

„Ihnen?“, zweifelte sie.

„Gerd“, korrigierte er.

„Ist das sicher?“, mischte sich Mirko ein.

„Glauben Sie, ich habe letzte Nacht Sandburgen mit ihm gebaut?“, giftete Brechnew. „Kriegen Sie raus, ob einige von den Türstehern des Underground aus dieser Karateschule sind, Behringer. Und Sie, Frau Kunkel, sind Sie mit Hoffmanns Computer durch?“

Jasmin schüttelte den Kopf.

„Dann machen Sie weiter damit.“

Jasmin kannte inzwischen Ingo Hoffmanns Studienarbeiten für die Uni und den umfangreichen Briefwechsel mit seiner Krankenversicherung wegen einer Zahnarztrechnung. Sie hatte seine Videoliste studieren können und den unglücklichen Verlauf von einigen kleineren Aktienspekulationen nachverfolgt. Ansonsten hatte sie sich vor allem durch eine Unmasse an Spielen, Filmen und Musiktiteln gekämpft. Über seine Geschäfte hatte sie noch nichts gefunden. Also forstete sie sämtliche Ordner einzeln durch. Inzwischen war sie bei denen, die eigentlich der Systemsteuerung dienten. Versteckt unter drei oder vier Dutzend Schrifttypen entdeckte sie eine Exel-Datei. Es war eine Liste voller Abkürzungen und Zahlen. In der ersten Spalte standen jeweils zwei Großbuchstaben, in der zweiten eine Telefonnummer ohne Vorwahl, dazu Daten, Zahlen und ein paar Namen, die nach Clubs und Kneipen klangen. Jasmin rollte die Liste herunter. Bei „B. K.“ stutzte sie. Sie verglich die Telefonnummer mit der von Bernhard Kesselschmied. Treffer! Die dazugehörigen Daten stammten aus den zwei Wochen vor Hoffmanns Tod. Drei pro Woche, aber nicht ganz regelmäßig. Daneben stand jeweils der Vermerk: „1T“. In der letzten Spalte: „Underground“. Die Eintragungen zu den anderen Kürzeln sahen ähnlich aus. Notgedrungen informierte sie Sanders im Nachbarbüro.

„Ich würde sagen, das ist ziemlich klar“, meinte der. „Der kleine Kesselschmied hat ihm seit dem 9. September ungefähr alle drei Tage für einen Tausender Stoff

abgenommen. Das Underground war entweder der Treffpunkt oder der Ort, wo er verkaufen sollte. Wahrscheinlich beides. Oder zweifeln Sie immer noch daran?"

„Das passt nicht zu ihm“, versuchte Jasmin sich zu wehren.

Sanders lachte spöttisch auf. „Das passt so wenig zu ihm, dass sein Pappi froh sein darf, dass nicht er, sondern Hoffmann die Kugel in den Kopf bekommen hat.“

„Bernie hatte Hoffmanns Nummer aber nicht in seiner Adressdatei“, sagte sie. Sie hatte alle Nummern durchtelefoniert. Einige seiner Freunde hatten ihr dabei erzählt, dass er letzter Zeit megaschlecht drauf gewesen sei. Er habe sich ziemlich dünne gemacht und auch zugesagte Computerreparaturen nicht erledigt. Aber das verriet sie Sanders nicht.

„Wann kommt seine Freundin zurück?“, fragte der.

„Das müssen Sie Kesselschmied fragen“, entgegnete Jasmin kühl.

„Tun Sie das“, forderte er sie auf.

„Wenn ich mit ihm reden darf.“

„Sie dürfen ihm alles erzählen, was sie wollen“, gab ihr Vorgesetzter zurück.

Sie sah ihn überrascht an, aber Sanders war schon beim nächsten Punkt.

„Nehmen Sie sich diese Liste vor. Kriegen Sie raus, wer die anderen sind, und bestellen Sie sie her. Mit Mami, Pappi und Anwalt. Ich will fertige, unterschriebene Geständnisse.“

„Wenn es nicht bis heute Mittag sein muss“, gab sie spöttisch zurück.

Er überhörte die Bemerkung. „Behringer“, brüllte er.

Mirko kam kopfschüttelnd aus dem Nebenzimmer. „Irgendwann bringt mich Ihr Tonfall noch zum Bellen“, sagte er.

Kesselschmied hatte ein schweigsames Frühstück mit seiner Frau hinter sich gebracht. Er wollte ihr beim Abdecken helfen, doch jedes Mal griff sie schneller zu. Dabei gab sie sich alle Mühe, so zu tun, als wäre er gar nicht da.

Er versuchte den stummen, feindseligen Kampf zu durchbrechen. „Kann ich dir was helfen, Sofie?“

„Nein“, entgegnete sie scharf. Sie lud den Geschirrspüler voll und sah Kesselschmied immer noch nicht an. Die Teller klirrten bedenklich. Normalerweise taten sie das nicht. Ann-Sofie war einer der Menschen, denen alles ebenso rasch wie geschickt von der Hand ging. Normalerweise warf sie auch die Tür der Maschine nicht mit solcher Wucht zu. „Mir brauchst du nicht zu helfen“, fuhr sie ihn an. „Aber dein Sohn, der könnte Hilfe gebrauchen.“

Sie stellte Zucker und Honig zurück in den Schrank. Als sie sich wieder zu ihm umdrehte, liefen ihr die Tränen über das Gesicht. „Tu doch endlich was, Heinrich“, flehte sie. „Tu doch endlich irgendwas!“

Ihr Ausbruch traf ihn unerwartet und machte ihn hilflos. Er hatte eigentlich geglaubt, sie hätte endlich verstanden, wie sehr ihm die Hände gebunden waren. Gestern hatte es keine Vorwürfe gegeben. Da hatten sie die Sache irgendwie gemeinsam getragen. Da hatten sie sich bemüht, einander zu trösten.

Er versuchte nochmals, ihr klar zu machen, dass er nichts tun konnte. Keine Ermittlungen auf eigene Faust wie im Fernsehen. „So was funktioniert nicht in der Wirklichkeit. Ich würde nur meine Kollegen gefährden. Und möglicherweise sogar Bernie.“

Seine Frau wollte das nicht hören. Sie sah ihn böse an, während ihr weiter die Tränen nur so herunterkullerten. Plötzlich wendete sie sich jäh um und knallte wieder mal die Tür der Küche hinter sich zu.

Kesselschmied beschloss, noch einmal Sanders aufzusuchen. Trotz des letzten Fehlschlags. Es war Freitag. Es drohte ein Wochenende ohne jede Informationen. Das würde er nicht aushalten. Er brauchte wenigstens einen kleinen Fingerzeig, was los war. Und Sofie brauchte ihn noch dringender.

Er traf Mirko an der Öko-Currywurstbude vor dem KaDeWe. Er machte sich nicht vor, dass es Zufall wäre. Es war Mittag und er kannte die Gewohnheiten seiner Mitarbeiter.

„Tag Chef“, begrüßte ihn Mirko. Er sah nicht sonderlich glücklich aus.

„Hallo, Mirko“, erwiderte Kesselschmied. „Wie steht's?“

Die Frage war schon raus, bevor ihm einfiel, dass ihm sein Assistent darauf keine Antwort geben durfte. Er wollte niemanden unter Druck setzen. Er hatte auch Jasmin nicht gefragt.

Mirko verzog das Gesicht. „Naja, wir arbeiten“, wich er aus.

Kesselschmied nickte. Er wusste nicht, was er sagen sollte. Natürlich wollte er irgendeinen Hinweis. Aber es wäre nicht korrekt.

„Sie wissen, ich kann Ihnen nichts erzählen, Chef“, brach Mirko schließlich das Schweigen.

„Nein, nein, natürlich nicht“, wehrte Kesselschmied hastig ab. „Das wollte ich auch gar nicht...“

„Ich mein, wenn irgendwas Abartiges laufen würde“, setzte wieder Mirko an, „so was, wo man sagt, das ist echt unverantwortlich, was Sanders da treibt, da würd ich natürlich was sagen. Aber ... Wir sind halt dabei, die Freunde von diesem Hoffman zu überprüfen. Ob die mit Drogen zu tun hatten... Und Sanders hält uns auch verdammt knapp mit Informationen.“

„Natürlich, natürlich“, wehrte Kesselschmied wieder ab, ein klein wenig erleichtert. „Naja, mit Drogen hat Bernie ja Gott sei Dank nichts zu tun. Ich werde doch noch mal versuchen, mit Sanders selbst zu sprechen. Meine Frau... Sie können sich ja denken...“

Mirko nickte, sah seinen Chef aber nicht an. Die ganze Situation schien auch ihn sehr zu bedrücken.

Kesselschmied strebte mit einem etwas besserem Gefühl dem LKA zu. Er klopfte an, aber sein Büro war leer. Jasmin war nicht da. Die Tür zum Nebenzimmer war geschlossen. Er klopfte wieder.

„Ja“, rief Sanders. Er saß an seinem Schreibtisch, den Blick auf den Bildschirm seines Computers gerichtet.

„Guten Tag, Kollege“, sagte Kesselschmied. „Ich hoffe...“

„Nein, Sie stören nicht“, unterbrach Sanders. „Setzen Sie sich.“

Kesselschmied nahm an Mirkos Schreibtisch Platz. Ganz unwillkürlich suchte er mit den Augen nach Informationen. Aber da lag nur eine Liste mit Namen und

Telefonnummern, die ihm nicht viel sagte. Wahrscheinlich die Freunde dieses Hoffmann. Er hoffte, dass Sanders den Blick nicht bemerkt hatte. „Sehen Sie, es ist so...“, setzte er an.

„Ich wollt Sie heute sowieso noch anrufen;“ unterbrach ihn sein Stellvertreter. Kesselschmied hob überrascht den Kopf.

„Ihr Sohn dealt.“

„Nein“, rief Kesselschmied aus.

„Glauben Sie mir, ich hab Beweise“, entgegnete Sanders. „Ich hab daneben gestanden.“

„Das ist unmöglich“, wiederholte Kesselschmied ohne Nachzudenken. „Das glaube ich nicht.“

Sanders zeigte keinerlei Emotionen. Hundertprozent sachlich. Nicht mal Verachtung konnte Kesselschmied aus seinem nüchternen Blick lesen. „Er stellt sich unglaublich blöd an“, fuhr sein Kollege fort. „Seien Sie froh, dass Hoffmann und nicht ihr Sohn im Park gelegen hat.“

Er wirkte überzeugend. Keine Provokation, keine Aggressivität.

„Ist er abhängig?“, fragte Kesselschmied. Er hatte das Gefühl, einen schweren Schlag auf den Kopf bekommen zu haben. Er konnte noch nicht wieder richtig nachdenken.

Sanders schüttelte den Kopf. „Keine Sorge, der nimmt nichts.“

Für Kesselschmied machte das die Sache nicht besser. Dass Bernie selber Drogen nahm, das hätte er noch irgendwie verstehen können. Dafür hätte er seine Hand nicht ins Feuer gelegt. Aber dealen? Ohne, es selber zu brauchen? Nur wegen des Geldes? Völlig ausgeschlossen. Das sagte er Sanders auch.

„Er braucht Geld“, erwiderte der.

Kesselschmied schüttelte überzeugt den Kopf. „Das kann nicht sein.“

„Wieso?“

„Er hat Geld.“

„Wie viel?“

Kesselschmied versuchte, klar zu denken. Es war absurd. Es war alles so unglaublich. Er suchte seine Rettung in einer sachlichen Antwort. „So genau weiß ich

das natürlich nicht. Wir haben für alle unsere Kinder Geld angelegt, über das sie jederzeit verfügen können.“

„Wie viel?“, wiederholte Sanders kalt.

„Zehntausend Mark“, gestand Kesselschmied verlegen. Er sah ein kurzes Zucken in Sanders Gesicht. Er hätte gern gewusst, was der darüber dachte.

Aber sein Kollege fragte nur: „Bezahlt er davon sein Studium?“

„Nein“, gab Kesselschmied zu. „Das Studium finanzieren wir ihm.“

Sanders sah ihn an, als wäre es sonnenklar, dass Kinder, die so verwöhnt wurden, als Verbrecher enden mussten. Kesselschmied wusste nichts über den sozialen Hintergrund seines Stellvertreters. Kleine Verhältnisse, aber nicht wirklich Unterschicht, vermutete er. Auf jeden Fall einer, der auf Leute herabschaute, die sich ihren Erfolg nicht hatten erarbeiten müssen.

„Wir wollten, dass unsere Kinder ihre Möglichkeiten entfalten können ohne einen Existenzkampf führen zu müssen“, meinte Kesselschmied, sich rechtfertigen zu müssen. Doch es kam ihm selbst geschraubt vor, was er da sagte. Es klang, als wäre Existenzkampf für ihn nur ein theoretischer Begriff. Dabei war es Sophie, die aus besseren Verhältnissen kam, nicht er.

Auch Sanders wirkte nicht überzeugt. „Sie brauchen mir nichts erklären“, unterbrach er unfreundlich. „Ich möchte nur die finanzielle Situation ihres Sohnes kennen.“

„Soweit ich weiß“, versuchte Kesselschmied zu erklären, „hat er das Geld bisher nicht angerührt. Extraausgaben wie sein Auto, den Computer oder Reisen finanziert er sich mit selber. Ich glaube, er verdient mit seinen Computerreparaturen ganz gut.“ Bernie mochte zwar in mancher Hinsicht ziemlich verwöhnt sein, aber ein Schmarotzer war er nicht. Im Gegenteil, er betonte gerne, dass er auch ohne die Hilfe seiner Eltern zu Recht käme.

„Nach unseren Informationen hat Ihr Sohn in den letzten drei Wochen neuntausend Mark für Drogen ausgegeben“, informierte Sanders. Seine Stimme klang völlig emotionslos. So, als wäre das, was er sagte, absolut ohne Belang. Als ginge es um Dinge, an denen nichts weiter hing.

„Das kann nicht sein“, stammelte Kesselschmied automatisch.

Statt einer Antwort drehte Sanders ihm seinen Bildschirm hin. „Sehen Sie sich das an. Die Liste haben wir bei Hoffmann gefunden. Hier ist ihr Sohn. Die anderen überprüfen wir gerade. Aber wir sind uns sicher, dass all diese Daten für Drogenlieferungen stehen. Und T dürfte jeweils 1000 Mark bedeuten. Das deckt sich alles mit dem, was ihr Sohn mir selbst erzählt hat...“

„Ihnen?“

„Ich bin wieder als Gerd unterwegs“, erklärte Sanders. „Meine alte Existenz in der Szene.“

„Was genau hat man sich unter Gerd vorzustellen?“, hakte Kesselschmied unwillkürlich nach.

Sanders gab sich auskunftsbereit: „Einen netten, harmlosen Kleindealer, der es nicht krumm nimmt, wenn ihm mal ein Kollege ins Revier latscht.“

Kesselschmied wäre fast ein ungläubiges „Nett?“ entfahren, so wenig passte dieses Attribut zu seinem Gegenüber. Aber er riss sich gerade noch am Riemen. „Und in dieser Rolle haben Sie mit meinem Sohn Kontakt aufgenommen?“, vergewisserte er sich.

Sanders nickte. „Und ein bisschen mit ihm geplaudert. Dabei hat er mir gesagt, dass er tief in der Scheiße steckt. Und dringend Geld braucht.“

„Aber...“, setzte Kesselschmied an. Er wusste nicht, was er Sanders Liste auf dem Bildschirm und seinem Bericht entgegensetzen konnte. Alles wirkte so überzeugend. Aber es passte so wenig zu seinem Sohn, wie er ihn kannte. „Wenn er dealt, wie Sie sagen, müsste er doch auch was einnehmen...“

„Das kann nicht viel sein. Dazu stellt er sich zu blöd an. Selbst wenn er ein paar Hunderter verdienen sollte... Der hält keine Woche mehr durch. Und das weiß er.“

Kesselschmied versuchte dem Chaos in seinem Inneren Herr zu werden. Warum ließ Bernie sich auf so was ein? Warum hörte er nicht auf? Warum suchte er keine Hilfe?

„Hat er gesagt, weshalb...“, erkundigte er sich zögerlich bei Sanders.

Der schüttelte den Kopf. „Es muss was geben, womit sein Lieferant ihn erpresst.“

„Nein“, rief Kesselschmied tödlich erschrocken aus. Dabei glaubte er seinem Kollegen. Natürlich musste es einen Grund geben. „Sie meinen aber nicht, Hoffmanns Tod...“

„Die Sache muss mindestens drei Wochen zurück liegen“, verwies Sanders. „Außerdem war Hoffmann nach unseren Informationen sein Lieferant. Vermutlich hat ihr Sohn letzten Freitag wieder eine Lieferung von ihm bekommen. Der Rest, den er uns erzählt hat, dürfte stimmen.“

„Aber wenn Hoffmann doch tot ist...“

„Ich gehe davon aus, dass er einen Nachfolger hat und das Geschäft genauso weiter läuft wie bisher. Auf jeden Fall haben die ihren Sohn immer noch in den Klauen.“

Kesselschmied schwieg, versuchte, das alles erst einmal zu verarbeiten.

„Haben Sie eine Ahnung, womit die Kerle ihn erpressen könnten?“, bohrte Sanders.

Kesselschmied schüttelte den Kopf. Er bemühte sich, darüber nachzudenken. Aber alles schwirrte durcheinander. Ihm war mehr als elend. „Vor dem Mord habe ich Bernie, glaube ich, mindestens zwei, drei Wochen nicht gesehen. Vielleicht hat meine Frau mal mit ihm telefoniert. Aber wenn irgendetwas gewesen wär, auch nur so ein Gefühl, dann hätte sie bestimmt was gesagt. Sie merkt solche Dinge sehr schnell...“ Eigentlich wollte er mit Sanders nicht über Sofie reden.

„Fragen Sie Ihre Frau“, forderte sein Stellvertreter. „Aber erzählen Sie ihr kein Wort von dem hier. Niemandem. Ihr Sohn darf nicht merken, dass Sie von der Sache wissen. Auf keinen Fall!“

Kesselschmied nickte automatisch.

„Wann kommt seine Freundin aus dem Urlaub?“

„Ich glaube an diesem Wochenende.“

„Name und Adresse!“

Gehorsam schrieb Kesselschmied Julias Adresse auf. „Die Postleitzahl weiß ich jetzt nicht...“ Sanders winkte ab. Kesselschmied holte tief Luft. „Ich weiß, ich habe nicht das Recht zu fragen. Aber was haben sie jetzt vor?“

„Ihr Sohn interessiert mich ziemlich wenig“, erklärte Sanders emotionslos. „Ich will die Hintermänner und ich will Hoffmanns Mörder. Aber dazu brauche ich ihn.“

Kesselschmied wusste nichts zu sagen. Ihm war schlecht. Ihm war hundelend.

„Also mache ich einstweilen auf guten Kumpel Gerd und helfe ihm, seinen Stoff loszuschlagen.“

„Was? Sie helfen ihm?“, rutschte es Kesselschmied automatisch raus.

„Solange er noch einen Ausweg sieht, ist er wenigstens berechenbar“, gab Sanders zurück. „Ich möchte nicht erleben, was passiert, wenn er durchdreht. Dafür wissen wir von der ganzen Sache noch zu wenig.“

„Aber können Sie da nicht Schwierigkeiten bekommen?“, fragte Kesselschmied. „So was deckt doch ihr Status nicht mehr ab.“

„Glauben Sie mir, das ist mir so was von egal“, erwiderte Sanders verächtlich. Kesselschmied schwieg.

„Wenn Sie meine persönliche Meinung wissen wollen“, schob sein Kollege nach. „Man sollte sämtliche Drogen legalisieren. Wirklich sämtliche. Jeder weiß Bescheid und jeder hat das Recht, sich zu ruinieren, wenn es ihm Spaß macht. Da braucht der Staat nicht Kindermädchen zu spielen.“

„Und mit welcher Motivation haben Sie dann in den letzten Jahren im Drogendezernat gearbeitet?“, konterte Kesselschmied scharf. Es war ein Reflex. Eigentlich wollte er Sanders nicht angreifen. Eigentlich waren ihm Sanders Ansichten doch scheißegal.

„Ich kann die Hintermänner nicht leiden“, erwiderte der lakonisch.

„Ich hoffe, Sie wissen, was Sie tun“, sagte Kesselschmied und sah sein Gegenüber an.

„Glauben Sie mir, ich weiß es“, entgegnete sein Kollege kalt. Er wirkte sicher. Sehr sicher. Aber er war auch überzeugt, diesen Dealer damals zu Recht erschossen zu haben und zu Unrecht aus dem Drogendezernat verbannt worden zu sein. Manche im LKA meinten, er würde hart an der Grenze agieren, andere nannten ihn einen schießwütigen Psychopathen. Kesselschmied hatte in den letzten Mona-

ten versucht, zu einer sachlicheren Einschätzung zu kommen. Aber jetzt war plötzlich all das Gerede wieder präsent.

„Warum konfrontieren Sie Bernie nicht einfach mit der Wahrheit?“, schlug er vor. „Sie haben allen Grund, ihn in Untersuchungshaft zu nehmen. Irgendwann wird er schon reden. Wollen Sie riskieren, dass es vielleicht noch einen Mord gibt?“

„Und wann, meinen Sie, geruht Ihr Sohn zu reden?“, gab Sanders zurück. „Darauf kann ich nicht warten. Ich weiß nicht, was da draußen läuft. Und es muss nicht ihr Sohn sein, der als nächstes auf der Abschussliste von Hoffmanns Mördern steht.“

„Oh, Gott“, stöhnte Kesselschmied unwillkürlich. „Oh, Gott.“ Er hatte das Gefühl, das alles nicht mehr zu ertragen. „Haben Sie Frau Wächter darüber informiert?“, fragte er, als er sich wieder etwas gefangen hatte.

„Ich glaube, weder Sie noch ich wollen, dass Frau Wächter in dieser Sache etwas zu sagen hat“, erwiderte Sanders.

„Sie haben keine Kinder, oder?“, fragte Kesselschmied seinen Kollegen.

„Nein“, erwiderte der.

„Aber vielleicht“, versuchte es Kesselschmied bittend. „Vielleicht können Sie ja trotzdem ein wenig nachfühlen, wie das ist, wenn der eigene Sohn als Lockvogel benutzt wird.“

„Wenn ich mir plötzlich bei einem Lockvogel sage: Aufpassen, das ist der Sohn von deinem Chef“, führte Sanders kalt aus, „dann habe ich in allen anderen Fällen etwas falsch gemacht.“

Kesselschmied musste an die Fernsehbilder vom Anschlag auf das World Trade Center denken. Genauso fühlte er sich. Genauso überraschend und unvermutet war ein riesiges Loch in seine vermeintlich heile Welt gerissen worden. Und noch bevor er sich von dem Schock hatte erholen können, hatte der Schaden um sich gegriffen, bis plötzlich alles, was er bisher für sicher gehalten hatte, in sich zusammengestürzt war. Zurück blieben Chaos und Entsetzen.

Er hatte sich aus dem LKA geschlichen, war glücklicherweise niemanden begegnet und hatte sich dann eine einsame Bank am Landwehrkanal gesucht.

Wie hatte das alles nur so weit kommen können? Natürlich war Bernie immer schwierig gewesen. Schon als Kind. Er hatte unter der Situation gelitten, Nachkömmling nach zwei Schwestern zu sein. Zwei Schwestern, die bei allen Unterschieden immer sehr vernünftig gewesen waren. Mit denen man gut hatte reden können. Altkluge Gören vielleicht, aber Kesselschmied hatte die Auseinandersetzungen mit seinen aufgeweckten Mädchen immer genossen. Mit Bernies Launen, seiner Sprunghaftigkeit, seiner scheinbar so sinnlosen Renitenz war er von Anfang an schwerer zu Recht gekommen. Ann-Sofie hatte ihren Sohn dafür besonders bemuttert. Verwöhnt, fand Kesselschmied. Sie hatten oft Auseinandersetzungen deswegen gehabt und natürlich hatte das die ganze Situation nicht leichter gemacht.

Aber verdammt noch mal, dachte Kesselschmied mit plötzlichem Zorn, das führte doch alles zu nichts. Das hatte doch nichts mit dem zu tun, was Sanders ihm eben eröffnet hatte. Natürlich war Bernie schwierig, aber er hatte nie einen Hehl daraus gemacht. Kesselschmied konnte sich an keine krummen Geschichten und Heimlichkeiten erinnern. Sein Sohn war jemand, der seinen Eltern seine schlechten Zeugnisse geradezu mit Genuss präsentierte. Der völlig unbefangenen erzählt hatte, warum er erst um drei Uhr in der Nacht heimgekommen war. Immer wenn er Verbote übertrat, hatte er das offen und provokant getan. Es war auch nichts wirklich Schlimmes dabei gewesen, dachte Kesselschmied. Nichts, wo er sich tatsächlich Sorgen gemacht hätte. Wenn Bernie wollte, konnte er auch charmant und liebenswürdig sein. Er war sogar fähig, ein erstaunliches Ausmaß an Vernunft, Fleiß und Verantwortungsbewusstsein an den Tag zu legen, wenn ihm an einer Sache wirklich etwas lag. Eigentlich hatte Kesselschmied gedacht, das Leben seines Sohnes wäre in Ordnung. Er kam mit seinem Studium zurecht. Er hatte eine Freundin. Er verdiente gut mit seinen Computern.

Sanders tat so, als müsse soviel Geld kriminell machen. Bisher war Kesselschmied vom absoluten Gegenteil überzeugt gewesen. Sein Beruf zeigte täglich, dass es eher kriminell machte, kein Geld zu haben. Seine Kinder dagegen hatten

ihn nicht enttäuscht. Susanna hatte sich während ihres Studiums eine Reise nach Brasilien geleistet, die sie sonst nicht hätte bezahlen können. An dem Tag, an dem sie die Zusage für ihre erste feste Stelle bekommen hatte, hatte sie den Rest des elterlichen Geldes an ein Unicef-Projekt für Mädchenschulen überwiesen. „Es war gut, es zu haben, aber jetzt brauche ich es nicht mehr“, hatte sie gesagt. Astrid hatte Teile ihres Medizinstudiums damit bestritten. Aufwändige Bücher, Auslandspraktikas, teure Seminare. Sie hatte es zwar so nicht direkt gesagt, aber doch durchblicken lassen, dass ihr diese Freiheit sehr viel bedeutete. Nicht abwägen zu müssen, nicht betteln zu müssen und vor allem keine Energie in Arbeit stecken zu müssen, die sie nur wegen des Geldes gemacht hätte. Und Bernie hatte bisher ganz offen und demonstrativ erklärt, dass er alleine zu Recht komme und diese stille Reserve seiner Eltern nicht brauche. Sogar sein Auto hatte er sich vor anderthalb Jahren von selbstverdientem Geld gekauft. Dabei hatte Kesselschmied noch versucht, ihn zu etwas Besserem zu überreden als zu diesem billigen, fast schrottreifen Fiesta, der inzwischen tatsächlich den Geist aufgegeben hatte.

War seinem Sohn diese stille Reserve jetzt doch zum Verhängnis geworden? Hätte er sich auf diese ganze Geschichte vielleicht nicht eingelassen, wenn er keine finanziellen Mittel gehabt hätte? Hätte er ohne Geld doch Hilfe gesucht? Und was hatte er getan, dass er so erpressbar war?

Warum kaperten Menschen Flugzeuge und flogen sie in Häuser? Warum ließ sich sein Sohn in kriminelle Abgründe ziehen und sagte kein Wort?

Kesselschmied fühlte den dringenden Wunsch, seinen Sohn einzusperren und an die Kette zu legen, ihn mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln, auch mit Gewalt, daran zu hindern, sein gefährliches Spiel weiter zu treiben, ihn einfach vom Kampfplatz zu entfernen. Er hatte nicht das Gefühl, dass er Sanders Schweigegebot, Folge leisten konnte. Dazu hätte er Vertrauen zu seinem Kollegen haben müssen. Aber genau das hatte er nicht.

Kesselschmied war der Meinung, das Fernsehen hätte die Bilder vom Einstürzen der Türme in New York nicht so oft zeigen dürfen. Mehr als zwei Wochen

nach dem Anschlag waren trotz des Grauens, trotz aller Fassungslosigkeit über einen solch brutalen Terrorakt vor allem diese Bilder in seiner Erinnerung gespeichert. Diese ästhetischen Bilder, wie die Twin Towers mit unglaublicher Wucht, aber doch scheinbar so leicht und kontrolliert in sich zusammensanken. Er kam sich pervers vor, er wollte nicht so empfinden, aber er fand diese Bilder irgendwo auch schön.

Er fragte sich, ob ein Außenstehender, ob Sanders das Kollabieren seines eigenen Weltbilds auf ähnliche Weise genoss. Nein, er traute seinem Kollegen wirklich nicht.

Jasmin Kunkel hatte den ersten Kandidaten von Hoffmanns Liste im Verhör. Er war gerade achtzehn geworden, packte alle Unverschämtheiten aus, die ihm so einfielen, und behauptete natürlich, von nichts zu wissen. Aber er stellte sich nicht allzu clever an. Er bestand nicht einmal auf einem Anwalt.

„Du hast zwei Möglichkeiten“, versuchte sie ihm wieder klar zu machen. „Die erste ist, du packst aus und versuchst den Schaden so niedrig wie möglich zu halten. Oder wir nehmen uns deine Freunde vor. Deine Eltern. Deinen Arbeitgeber. Wir funken dir in deine Geschäfte. Wir wissen, wann du Stoff bekommen hast. Wir wissen, in welchen Läden die Türsteher geschmiert sind. Wenn wir dich nicht in flagranti erwischen, dann machen wir zumindest deinen Lieferanten klar, dass du ein Problem bist. Und das wird nicht lustig für dich.“

Sanders war zufrieden. Das Gespräch mit seinem Chef war gut gelaufen. War natürlich wieder mal unglaublich, diese Naivität der besseren Kreise. Aber am Ende hatte der Alte doch den Ernst der Lage geschluckt und würde wohl kooperieren. Sanders machte sich da nicht viele Gedanken darum. Es war nicht sein Prob-

lem, wenn andere Leute ihre Kinder mit Geld überschwemmen, aber vor allen Schwierigkeiten fest die Augen zudrückten.

Die Ermittlungen liefen endlich. Hoffmanns Geschäfte nahmen Gestalt an. Mirko Behringer hatte recherchiert, welche von den Karatefreunden als Türsteher im Underground arbeiteten und welche in den drei anderen Clubs auf der Liste beschäftigt war. Er hatte von den betroffenen Einrichtungen die Dienstpläne, sowohl der vergangenen, wie der kommenden Wochen besorgt.

„Was haben Sie denen erzählt?“, hakte Sanders sicherheitshalber bei seinem Assistenten nach.

„Im Underground hab ich klar gemacht, dass wir – als lahmarschige, öffentliche Behörde – natürlich immer noch mit der Befragung der Jungs wegen Hoffmanns Tod beschäftigt sind. Bei den anderen habe ich angedeutet, dass wir Hinweise auf einen dubiosen Vermittler haben, der U-Boote einschleust. Die wissen natürlich nicht, dass ich vom Morddezernat bin. Ich hab behauptet, wir würden alle Clubs der Stadt überprüfen. Die waren echt kooperativ. Die wollen natürlich auch wissen, ob ihr Personal sauber ist.“

„Und werden jetzt vermutlich selber Nachforschungen starten“, wandte Sanders ein.

„Ist das ein Problem?“, entgegnete sein Mitarbeiter. „Hoffmann wurde vor dem Underground erschossen.“

„Deswegen muss der Mörder nicht unbedingt was mit dem Underground zu tun haben.“

„Jasmin versucht doch eh gerade, die Leute von Hoffmanns Liste aus dem Verkehr zu ziehen.“

Sanders überlegte. Er konnte mit seinen zwei Leuten nicht vier Läden kontrollieren. Er musste sich aufs Underground konzentrieren, solange es keine konkreten Hinweise in andere Richtung gab. Aber er durfte in dem Laden keinen Staub aufwirbeln. Er würde Schneewittchen Anweisung geben, fürs Erste die Jungs, die im Underground aktiv waren, auszuklammern. War natürlich hoch gepokert, diese Taktik! Aber Sanders war überzeugt, dass es gefährlicher sein würde, gar keine klare Linie einzuschlagen.

„Passen die Dienstpläne und Hoffmanns Listen zusammen?“, erkundigte er sich bei Behringer.

„Absolut.“

„Dann schreiben Sie mir mal die Daten fürs Underground zusammen.“

„Geht klar“, erwiderte sein Assistent. „Aber da ist noch was. Ich hab zwei Freunde von Hoffmann gefunden, die haben ihn schon von früher gekannt, und sind erst durch ihn zum Karate gekommen. Thomas Theißen und Elvis Schmidt. Sie arbeiten nicht als Türsteher und haben auch einen ähnlichen sozialen Background wie Hoffmann. Die anderen dagegen... naja, was man halt so von Türstehern erwartet.“

„Hoffentlich haben Sie die beiden nicht aufgescheucht“, fiel ihm Sanders ins Wort.

„Quatsch“, entgegnete sein Behringer. „Ich war ganz harmlos, nett und freundlich. Wie ein Bulle halt, der seine Pflicht tut, sich aufs Wochenende freut und seine Vorgesetzten denken lässt.“

Sanders überhörte die Spitze. Im Moment konnte er nicht meckern über Mirko Behringer. Wenn er wollte, konnte der Kleine ganz brauchbar sein. „Woher hatte Hoffman das Zeug?“, fragte er. „Welche Rolle spielt Kreidler?“

„Meines Erachtens hat Kreidler nur die Türsteher geliefert“, erklärte Behringer. „Jasmin versucht rauszukriegen, wer Hoffmanns Geschäfte weiterführt. Vielleicht haben Hoffmann, Schmidt und Theißen diesen Chemiekram ja selber hergestellt. Schmidt studiert Pharmazie. Da lernt man doch garantiert was über Amphetamine.“

Sanders nickte. Das war eine Möglichkeit. Aber noch konnte er dem nicht nachgehen. Erst musste er wissen, wer in Gefahr geriet, wenn bekannt wurde, dass die Polizei Hoffmanns Aktivitäten auf der Spur war.

Von Schneewittchen bekam er mit einer aufreizenden Geste eine Akte auf den Scheibttisch geworfen. „Hier, gestanden und unterschrieben.“

„Wie viele?“, fragte er.

„Der erste“, betonte sie. „Ich habe mit dreien gesprochen. Aber ich halte es für ökonomischer, wenn ich mir die harten Brocken erst dann noch mal vornehme, wenn ich schon ein paar andere Geständnisse habe. Besonders auf Anwälte wirkt das überzeugender.“

Sanders wies auf die Akte. „Mit was hat Hoffmann ihn erpresst?“

„Gar nicht. Es ging ihm um die Kohle. Hoffmann hatte ihn direkt angesprochen und gefragt.“

„Und das hat er dann einfach so gemacht?“

„Sie finden ja scheinbar auch nichts dabei, ein bisschen zu dealen, oder?“, provozierte Schneewittchen.

„Kennen Sie die Geschichte von dem verdeckten Ermittler, der an der Bar sagt: Keinen Alkohol im Dienst“, erwiderte Sanders freundlich. „Den suchen sie noch heute.“

„Sehr witzig“, bemerkte sie wenig überzeugt.

„Wenn Sie den Profis weismachen wollen, dass sie dazu gehören, dann reicht's nicht, das einmal zu demonstrieren. Dann müssen sie es auch können“, erklärte er.

„Und wie viele Drogenopfer haben ihre Übungen schon gekostet?“, mischte sich Behringer ein.

Sanders fühlte wieder spontanen Ärger. Eben noch hatte er gedacht, es lief gerade ganz gut mit seinen beiden Mitarbeitern, und dann kamen diese Holzköpfe mit so was.

„Sie gehören doch bestimmt zu den Typen, Behringer, die stolz darauf sind, dass sie auch schon mal gekiff't haben“, versetzte er. „Natürlich ohne Inhalieren!“

Sowohl Behringer wie die Kunkel blickten beleidigt.

„Sie gehen am Sonntag ins Underground“, wies Sanders Jasmin Kunkel an.

„Ich habe ihnen doch gesagt...“, protestierte die.

„Ihr Verehrer wird ja nicht jeden Tag dort sein“, würgte er sie ab. „Außerdem wollen Sie doch auch nicht, dass dem Söhnchen von ihrem Chef was passiert? Der muss nämlich dringend sein Zeug loswerden, und mich lassen die in so einen Kindertanzschuppen nicht rein. Klar?“

Sie antwortete mit verkniffenem Schweigen.

Kesselschmied wusste nicht so recht, wie er es schaffte, seiner Frau Komödie vorzuspielen. Er erzählte ihr, was er von Mirko erfahren hatte. Tat, als wäre das alles. Als hätte Sanders das Ganze bestätigt und wäre zudem ganz menschlich gewesen.

„Er ist im Grunde auch überzeugt, dass Bernie nicht der Täter sein kann“, versicherte er. „Im Moment konzentrieren sie sich auf anderes. Aber er bleibt halt grundsätzlich verdächtig, solange er nicht redet.“

Ann-Sofie nahm ihm das ab und wirkte sogar getröstet. Irgendwie brachten sie ihren Tag rum. Friedhofsruhe auf Ground Zero. Erst mussten sich die Wolken legen, bevor die Bergungsarbeiten beginnen konnten.

„Am Wochenende kommt Julia zurück, oder?“, fragte Sofie plötzlich, als sie abends im Wohnzimmer saßen. Sie hatte Strickzeug auf dem Schoß liegen, an dem sie nicht arbeitete, er eine Zeitschrift, in der er nicht las.

„Ich glaube ja“, erwiderte Kesselschmied.

„Vielleicht erzählt er ihr ja mehr.“

„Ja, das denke ich schon.“

In Wirklichkeit zweifelte er daran. Julia war ein nettes Mädchen. Aber wenn Bernie schon verwöhnter Spross aus vielleicht zu behütetem Elternhaus war, dann traf das auf Julia erst recht zu. Ihr Vater war Professor an der FU gewesen, bevor ihn vor knapp einem Jahr ein Ruf nach Westdeutschland ereilt hatte. Julia hatte damals, obwohl nahezu volljährig, die elterliche Jugendstilvilla in Dahlem nicht mit der ersten eignen Wohnung, sondern mit einem Zimmer in einem katholischen Mädchenwohnheim getauscht. Inzwischen hatte sie ihr Abitur mit einer Eins bestanden und würde im Oktober mit dem Studium beginnen. Deutsch, Englisch und Philosophie für das Lehramt am Gymnasium. Kesselschmied konnte sie sich jedoch nur schwer als Lehrerin vorstellen. In seinen Augen war sie dafür zu scheu und zu reserviert. Sie war hübsch und intelligent, weltfremd und zart. Und so

behandelte Bernie sie auch. Liebevoll, aber immer ein bisschen von oben herab. Möglicherweise war Julia der letzte Mensch, dem er von seinen Schwierigkeiten erzählen würde.

„Ich verstehe nicht, warum er uns so ausweicht“, klagte Ann-Sofie. „Das hat er doch sonst nie getan. Dass ihr euch streitet ist normal, aber dass er sich so zurückzieht...“

„Ihr habt doch bestimmt gelegentlich telefoniert, oder?“, setzte Kesselschmied an und wurde sich bewusst, dass er genau das tat, was Sanders von ihm verlangt hatte. „Ich meine, in der Zeit, bevor dieser Hoffmann ermordet wurde.“

„Eigentlich nicht“, überlegte seine Frau. „Ich weiß noch, wie ich am Wochenende vor dem Attentat dachte, ich könnte ihn doch mal wieder anrufen. Aber ich hab ihn nicht erreicht. Und Montagabend hab ich ja meinen Kurs und dann war der Anschlag und irgendwie hab ich dann nicht mehr dran gedacht, bis zu der Sache mit dem Mord.“ Sie sah auf, sah ihn an. „Glaubst du, dass da was ist? Ich meine...“ Ihre Stimme wurde mit jedem Wort alarmierter.

„Erinnerst du dich? Damals, wie er in der zehnten Klasse war,“, setzte Kesselschmied an, „wie wir uns da auch Sorgen gemacht haben, weil er plötzlich überhaupt nicht mehr mit uns geredet hat...“ Damals waren Bernies Noten so in den Keller gegangen, dass er selbst darüber erschrocken war. Anders als sonst hatte er das seinen Eltern verschwiegen, ohne ihr Wissen Nachhilfestunden genommen und auch noch gejobbt, um sie bezahlen zu können. Kesselschmied und seine Frau hatten von der ganzen Sache erst erfahren, als ihr Sohn sein Versetzungszeugnis in der Tasche hatte. Als sie ihn fragten, warum er nichts gesagt habe und sich habe helfen lassen, meinte er, das wäre doch sein Problem gewesen, nicht ihres.

Sofies Gesicht hellte sich bei Erwähnung dieser alten Geschichte auf. „Meinst du vielleicht, dass es in seinem Studium nicht so richtig läuft?“

„Vielleicht“, sagte Kesselschmied.

„Und dass das alles gar nichts mit dieser Mordsache zu tun hat?“

„Naja, vielleicht regt er sich so auf, weil ihm die Geschichte so ungelegen kommt“, schlug Kesselschmied vor.

„Ja, das könnte natürlich sein“, bestätigte Sofie hoffnungsvoll.

Aber eigentlich wollte Kesselschmied nicht in erster Linie seine Frau beruhigen, sondern seinem Sohn helfen. Manchmal war es ihm auf dem Wecker gegangen, was Bernie alles von ihm verlangt hatte. Diese Streits um das nächtliche Abholen zum Beispiel! Kesselschmied hatte des öfteren drei Kreuze geschlagen, dass er wenigstens in Berlin wohnte, wo man Kinder ohne Führerschein in der Regel auch nach Mitternacht noch an die BVG verweisen konnte. War das aber mal nicht möglich – oder der Nachtfahrplan in seinen Augen unzumutbar – dann hatte Bernie es als selbstverständlich angesehen, von seinen Eltern chauffiert zu werden und diese zu Ungeheuern und Tyrannen erklärt, wenn sie keine Lust hatten nachts um halb vier nach Kohlhasenbrück oder Nieder Neuendorf zu fahren – oder in welche entlegene Orte ein kontaktfreudiger Teenager sonst noch eingeladen wurde. Kesselschmied hatte seinem Sohn damals oft zu verstehen gegeben, dass Eltern keine Leibsklaven seien und er seine Angelegenheiten gefälligst alleine zu regeln hatte. Aber in wirklich entscheidenden Dingen so wie damals bei der Geschichte mit der gefährdeten Versetzung war Bernie nie zu seinen Eltern gekommen. Echte Probleme hatte er immer als Privatangelegenheit betrachtet. Es war absurd, dachte Kesselschmied: Da wo er keine Lust hatte, zu helfen, wurde es massiv eingefordert, und da, wo es ihm ein Bedürfnis gewesen wäre, da wehrte sich sein Sohn mit aller Macht dagegen.

Sanders wollte nicht riskieren, vor dem Underground langsam auffällig zu werden, also zog er mit Bernhard Kesselschmied durch ein paar Kneipen in Schöneberg und Charlottenburg, in denen die Chance bestand, Ecstasy los zu werden. Es lief nicht schlecht, aber er merkte deutlich, wie sehr seinem Schützling der Zwang zu seinem illegalem Tun zusetzte. Die Fassade, die der Kleine anfangs noch mühsam gewahrt hatte, brach langsam in sich zusammen. Scheinbar kam er sich wirk-

lich wie ein Schwerverbrecher vor, nur weil er ein paar relativ harmlose Drogen verschauerte.

Der Junge wirkte schließlich so ausgelaugt, dass Sanders sich entschloss, eine Pause einzulegen. Außerdem wollte er ja Infos von Blondie und nicht seine Drogen unter die Leute bringen. Doch da Gerd nun mal kein neugieriger Typ war, der gleich zur Sache kommen konnte, fing stattdessen Bernhard an, ihn auszufragen. Was Gerd denn sonst noch so mache außer seinen Geschäften.

„Mal dies, mal das“, wich Sanders aus. „Paar kleine Jobs. Was sich halt so ergibt.“

„Und sonst? Hobbys oder so?“

„Sach mal, Kleener, wat soll dat werden?“, knurrte Sanders ihn an. „Ne Fragestunde? Hobbys sin was für Leute, die von acht bis vier arbeeten gehn, damit `nen Haufen Geld verdienen und sich dann langweilen.“

Sein Schützling lachte verlegen. „Hast du Familie?“, erkundigte er sich. „Ne Freundin?“

„Nee“, gab Sanders durchaus wahrheitsgemäß zurück. „Ick war mal verheiratet. Aber et lohnt sich nich.“

„Kinder?“

„Dat hät mir grad noch gefehlt.“

Der Kleine wurde natürlich neugierig. „Warum?“

„Wenn die kleen sin, machen sie nur Arbeit“, erklärte Sanders voll innerer Genugtuung, „und wenn sie groß sin, dann scheißen sie dich an. So wat muss ich echt nich ham.“

Nach Blondies Gesichtsausdruck hatte das Ding gesessen. „Mit den Kneipen hier, das ist schon verdammt mühsam“, lenkte er ab. „Vor dem Underground lief's besser.“

„Dat kannste eenmal machen“, erklärte Sanders. „Beim nächsten Mal hätten wir todsicher die Rauswerfburschen am Hals. Du und ich, wir passen nich zueinander. Dat fällt uff.“

„Ich denke, ich sollte am Sonntag doch wieder ins Underground“, erwiderte er.
„Sonst klappt das mit der Quote nicht.“

„Macht dein Lieferant Vorgaben?“

Bernhard nickte.

„Such dir `nen Neuen“, schlug Sanders vor.

„Geht nicht.“

„Warum? Hat er was in der Hand gegen dich?“

Leider verweigerte der Kleine wieder die entscheidende Frage. „Nicht dass du denkst, ich traue dir nicht, Gerd“, versuchte er zu beteuern. „Aber du erzählst doch auch nicht alles, oder?“

Sie versuchten es hinterher noch in Tiergarten. Irgendwann meinte Bernhard Kesselschmied. „Ich würde ja gern mal ins Underground schauen. Ohne Stoff. Damit komm ich erst Sonntagabend wieder rein. Aber ich würd gern mal sehen, ob da noch Bullen rumspringen.“

„Erkennste die denn?“, erkundigte sich Sanders spöttisch. Blondie nickte. Also schob Sanders nach: „Ehrlich, Kleener, die Erfahrung, hätt ich dir nich zugetraut.“

Bernhard brauchte eine Weile, bis er eine Antwort fand: „Sie haben mich ver-
hört, wegen Ingo.“

„Ingo?“

„Das ist der, den sie erschossen haben.“

„Ich dachte, den kennste nich.“

„Doch, schon“, gab Bernhard Kesselschmied zu. „Er war mein Lieferant.“

„Dann kann er doch keenen Druck mehr machen“, erwiderte Sanders trocken.

Sein Schützling lachte auf. „Keine Chance, da gibt es jetzt einen Thomas.“

„Und mehr weeßte nich von dem?“

Er schüttelte den Kopf. „Nicht mal den Nachnamen und auch keine
Telefonnumer. Er ruft mich an, wenn er was will.“

„Und wat war das mit den Bullen? Machen die dir Stress? Beobachten die dich
etwa?“ Hatten Behringers Recherchen doch Staub aufgewirbelt? Oder hatten

Hoffmanns Partner schon Wind bekommen, dass die Polizei sich für ihre Geschäfte interessierte?

Bernhard verstand ihn falsch. „Keine Panik“, versicherte er eifrig. „Das ist kein Problem. Es hat mich halt jemand mit Ingo gesehen. Da haben sie mich verhört. Aber seitdem lassen sie mich eigentlich in Ruhe.“

„Sicher?“, fragte Sanders.

„Mein Vater wird’s ihnen schon gesagt haben“, erklärte Klein-Kesselschmied unbedacht.

Sanders verkniff sich ein Grinsen und schlug einen scharfen, aufgeschreckten Ton an. „Dein Vater?“

Blondie hob beschwörend die Hände. „Bitte, Gerd, bitte bleib cool! Das ist kein Problem. Mein Vater ist Bulle, okay. Aber er ist bei der Mordkommission. Mit Drogen hat der nichts zu tun. Außerdem ist er grad beurlaubt.“

Sanders wartete schweigend ab, wohin sich diese nette Szene noch entwickeln würde. Immerhin war der Kleine endlich in Auskunftslaune.

„Das Problem ist“, fing Bernhard Kesselschmied wieder an, „dass mich seine Assistenten kennen. Wenn die mich im Underground treffen, dann wollen sie sofort wissen, was ich da mache. Also, denk ich mir, ich checke das mal lieber ohne Stoff in der Tasche ab. Denn wenn die drauf kommen, dass ich mit Ingo was zu tun hatte, dann hab ich wirklich ein Problem.“ Plötzlich fing er zu lachen an. „Die eine von denen, Jasmin, hat mich neulich sogar aufs Mädchenklo gezerrt, um mich auszufragen“, erzählte er. „Kannst dir vorstellen, wie das geendet hat. Das war echt witzig. Aber seitdem war nichts mehr. Ehrlich“

Sanders setzte seine Schweigetaktik fort.

„Ich kann mir auch nicht vorstellen, wie die Truppe von meinem Vater da was reißen will“, vertraute ihm Bernhard Kesselschmied an. „Ich mein, Jasmin ist irgendwo ganz okay. Aber nicht der Typ, der sich die Finger schmutzig macht. Und Mirko Behringer... Der hält wahrscheinlich schon Gras für Teufelszeug. Ich glaub, das wär eine Art Traumsohn von meinem Vater. Immer nett, immer brav. Er ist zwar schwul, aber das stört ja nicht. Mein Vater ist schließlich tolerant. Jedenfalls bei anderen...“

Trotz des unbestrittenen Unterhaltungswertes dieser Informationen hätte Sanders lieber noch etwas über Hoffmann, Theißen und die Geschäfte gehört.

„He, Gerd, was ist? Bist du sauer?“, fragte sein Schützling.

„Du hättest mir ruhig sagen können, dat dein Alter Bulle is“, knurrte Sanders.

Der Kleine hob wieder beschwörend die Hände. „Gerd, ehrlich! Das ist kein Problem. Mein Vater hockt zuhause und geht wahrscheinlich grad meiner Mutter auf den Keks. Wegen dem Mord wollen die nichts mehr von mir. Sonst hätten sie mir wahrscheinlich schon diesen Killer auf den Hals gehetzt...“

„Wer ist denn das schon wieder?“, erkundigte sich Sanders, obwohl er keinerlei Zweifel hegte.

Blondie ließ wieder sein nervöses Kichern hören. „Der neue Harry von meinem Vater. Der hat mal bei `ner Razzia wen abgeknallt. Muss auch sonst das totale Arschloch sein. Mein Vater ist jedenfalls total fertig, seit er den aufgedrückt bekommen hat. War vorher alles so nett und harmonisch in seiner Truppe und plötzlich hat er so`nen ultraharten Kerl am Hals.“ Bernhard kicherte wieder. „Ich fürchte, der ist nicht ganz seine Kragenweite. Aber mit dem hatte ich zum Glück nichts zu tun. Bloß mit Jasmin. Ehrlich Gerd, da gibt’s kein Problem.“

Sanders antwortete mit einem Knurren. Dass Kesselschmied, dieser phlegmatische, harmoniesüchtige alte Bürohengst mit der rosaroten Brille, ihn im trauten Familienkreis als seinen Harry bezeichnete, ging wirklich zu weit. Für einen Moment verspürte er den dringenden Wunsch, den kleinen Kesselschmied als Rache für diese Beleidigung ins Verderben laufen zu lassen.

IX.

Kesselschmied hatte sich über Nacht wieder daran erinnert, dass sein primäres Anliegen gar nicht war, seinen Sohn zu verstehen, sondern ihn zu fesseln, zu knebeln und außer Gefahr zu bringen. Alles andere hatte Zeit bis später.

Er kam mit seiner Frau überein, dass es am besten sein würde, wenn sie mit Bernie redete. Ann-Sofie kam völlig verstört von ihrem Besuch zurück.

„Er war so schrecklich aggressiv“, berichtete sie. „So ist er doch sonst nie... Ich meine...“

„Nicht zu dir“, half Kesselschmied.

„Bitte, Heinrich“, versuchte sie zu beschwichtigen, obwohl er es gar nicht anklagend gemeint hatte. „Aber.. Vielleicht hast du Recht. Er kam mit so dummen, verbohrten Argumenten. Wie dir gegenüber, wenn ihr Streit habt, das stimmt schon. Ich hab ihm gesagt, dass wir uns Sorgen machen. Aber er hat drauf bestanden, es gäbe keinen Grund. Und wir sollen ihn nicht nerven. Und du wärst ja nie zufrieden, wenn es um ihn ginge und lauter solche Sachen. Alles so komisches Zeug! Als ob er nur einen Vorwand suchen würde, sich aufzuregen... Ich solle endlich aufhören, ihn Bernie zu nennen, zum Beispiel. Er wär zu alt für so was. Dabei hat er doch sonst immer drauf bestanden. Weißt du noch wie Astrid ihn mal gefragt hat, ob er sich nicht zu alt für so einen Kindernamen vorkommen würde? Wie er sich da aufgeregt hat?“

Kesselschmied nickte. Er erinnerte sich gut. Bernie mochte seinen Namen nicht. Bernhard war ihm zu altmodisch. Ein „Scheiß-Opa-Name“, wie er gelegentlich wütend behauptet hatte. Dabei hatte Kesselschmied gedacht, seinen Kindern einen Gefallen zu tun, wenn er ihnen keine Namen verpasste, die so im Trend lagen, dass sie in jeder Klasse mindestens dreimal vorkamen, aber schon nach vier oder fünf Jahren wieder völlig out waren.

„Und wie er mich angefahren hat, um mir zu erklären, dass er nicht zum Aufräumen gekommen wäre“, fuhr seine Frau fort. „Ich soll aufhören, ihm Vorwürfe zu machen. Dabei hab ich gar nichts gesagt. Wirklich nicht. Aber er meinte, er würde schon sehen, wie ich schaue. Dabei habe ich das ehrlich nicht getan. Wirk-

lich, Heinrich! Ich hätte bis zu diesem Zeitpunkt nicht mal sagen können, ob aufgeräumt war oder nicht. Das ist mir gar nicht aufgefallen. Und außerdem ist es mir doch völlig egal. In seiner Wohnung, da kann er doch machen, was er will. Ich glaube nicht, dass ich da jemals was gesagt habe. Und so schlimm sah es auch nicht aus. Sein übliches Chaos halt.“

„Hast du ihn gefragt, ob wir ihm helfen können?“, unterbrach Kesselschmieds Sofies Erregung. „Hat er schon mit Julia gesprochen?“

„Er hat behauptet, er wüsste gar nicht, ob sie schon zurück wär. Sie hätte sich noch nicht bei ihm gemeldet.“

„Und wegen dem Geld? Braucht er was?“ Er hatte das seiner Frau extra aufgetragen. Wenn Bernies Problem in Geld bestand, dann sollte er es haben. Und sei es nur, um akute Gefahr abzuwehren. Schließlich half sogar Sanders ihm, seine Drogen zu verkaufen, damit die ganze Sache nicht eskalierte.

Sofie schüttelte den Kopf. „Natürlich hab ich ihm das angeboten. Aber er hat nur gelacht. Aber so komisch. Fast unheimlich. Als ob ich was völlig Blödes gefragt hätte. Ich hatte das Gefühl, als wollte er mir damit sagen: Was bist du eigentlich für eine dumme Kuh? Wie kannst du so was nur fragen?“

Jasmin verbrachte den Samstag mit nervenaufreibenden Psychoschlachten gegen großkotzige Jugendliche, ignorante Eltern und geldgeile Anwälte. Zusammen wirklich eine Mischung, um an dieser Welt zu verzweifeln.

Der Rechtsverdreher, der ihr gerade gegenüber saß, war vielleicht vierzig und in seinem Leben bisher entschieden zu leicht an Geld und Einfluss gekommen. Er erklärte ihr, sie hätte überhaupt keine Beweise in der Hand, und deshalb würde sein Mandant jetzt gar nichts mehr sagen.

Die Eltern blickten den Anwalt an, als würden sie ihm vertrauen, obwohl Jasmin ihnen deutlich gemacht hatte, dass Kürzel und Telefonnummer ihres Sohnes auf einer Liste waren, die nachweislich Auskunft über Drogen-Verkäufe gab. Der sechzehnjährige Delinquent, der am Anfang ziemlich aggressiv und aufgeregt

gewesen war, hatte sich inzwischen bequem zurückgelehnt und war anscheinend der Meinung, alles würde prima für ihn laufen.

„Ich denke, dann können wir jetzt gehen“, schloss der Anwalt. Wie alle Männer war er wohl der Ansicht, man gäbe ihm Recht, wenn man ihn nicht unterbrach.

Jasmin sprang auf, schlug auf den Tisch und schrie: „Schluss!“ Er sah völlig verdattert aus. Sie setzte selten auf solche Auftritte. Aber wenn, dann mit Effet. „Jetzt werden Sie und ich mal ein Hühnchen miteinander rupfen“, drohte sie. Die Eltern sahen erschreckt drein, ihr missratener Nachwuchs eher blöde. Der Anwalt holte Luft, aber sie war schneller. „Sie wissen genauso gut wie ich, was Sache ist“, fuhr sie ihn aggressiv an. Über den Tisch nach vorne gebeugt und von oben. Frauen wussten, wie sich Größenunterschiede emotional auswirken konnten. „Wenn Sie einen Funken von sozialem Gewissen hätten, dann würden Sie nicht versuchen, den Kleinen da mit irgendwelchen Winkelzügen freizupauken, sondern Schadensbegrenzung betreiben. Ich hab nämlich verdammt keine Lust, ihren Mandanten in ein paar Jahren wieder hier sitzen zu haben, wegen einer Sache gegen die diese Dealerei Pipifax ist.“ Langsam schien ihr Opfer sich wieder sortiert zu haben und zum Gegenangriff bereit zu sein. Mit einem rasanten Schlussspurt brachte sie also ihre Tirade zu Ende. „Nur weil ihm irgendein superschlauer Anwalt beizeiten beigebracht hat, dass man sich mit seiner Hilfe und genug Geld alles erlauben kann. Verstanden?“

Damit brach sie den Blickkontakt ab und setzte sich wieder.

„Fertig, meine Dame?“, entgegnete ihr Gegenüber ölig. „Dann werde ich jetzt ihnen etwas sagen: Ich habe Verständnis dafür, dass eine junge Frau in einem solchen Beruf wie dem ihren manchmal überfordert ist, denn sonst würde ich andere Töne anschlagen. Aber noch ein Ausfall solcher Art und dieses Benehmen wird ihrem Vorgesetzten zu Ohren kommen. Glauben Sie, Sie hätten dann noch eine Chance jemals eine höhere Besoldungsstufe zu erreichen? Für Ihr Alter sind Sie, meines Wissen sowieso nicht gerade weit gekommen. Deshalb nur einen guten Rat, junge Dame! Spielen Sie sich nicht so auf!“

„Beten Sie, dass Sie meinen derzeitigen Vorgesetzten nie kennen lernen“, entgegnete ihm Jasmin mit adäquater Arroganz und entspannt zurückgelehnter Hal-

tung. „Zwei Dinge zu Ihnen! Erstens: Berlin ist pleite. Da gibt es keine Beförderungen. Zweitens: Ich habe eine juristische Ausbildung. Ich weiß sehr genau, was ich sagen darf.“ Entweder brachte ihn ihr wohl kalkulierter Stilwechsel durcheinander oder die Drohung mit ihrer juristischen Kompetenz zog. Dabei handelte es sich nur um eine lang zurückliegende Lehre als Rechtsanwaltsgehilfin. Damals, als sie ihre Zukunft noch in Rudolstadt an der Saale gesehen hatte. Jedenfalls nutzte Jasmin die momentane Verwirrung des Anwalts aus, um sich direkt an die Eltern zu wenden. Die Kunst eines Verhörs bestand darin, den schwachen Punkt zu erkennen. Hier waren es eindeutig die Eltern. Sie waren keine völligen Ignoranten, die nicht behelligt werden wollten, auch keine schreienden Rabauken, die sich und ihre Brut reflexhaft gegen jeden Angriff verteidigten. Es schienen eigentlich ganz gutwillige, vernünftige Menschen, die noch nicht ganz wussten, in welchem schlechten Film sie hier gelandet waren.

„Ihr Sohn dealt nicht nur“, erklärte Jasmin also eindringlich. „Wie ich Ihnen bereits mitgeteilt habe, nehmen wir uns alle Klienten von diesem Hoffmann vor. Einige davon haben sich aus finanziellen Gründen auf die Sache eingelassen. Das trifft auf ihren Sohn offenbar nicht zu. Der Rest war erpressbar.“

Die Eltern sahen erwartungsgemäß entsetzt aus. Der Sohn zuckte getroffen zusammen und der Anwalt holte schon wieder Luft.

„Möglichkeit eins“, fuhr Jasmin fort. „Die Sache ist relativ harmlos, aber ihr Sohn hat Angst vor Ihrer Reaktion und gerät dadurch völlig unnötig immer tiefer in den Sumpf.“

„Eine absolut gegenstandslose Behauptung“, fuhr der Anwalt dazwischen. „Mein Mandant wird...“ Die Mutter stoppte ihn, indem sie ihm die Hand auf den Arm legte.

„Möglichkeit zwei“, erklärte Jasmin. „Er hat etwas getan, was schlimmer ist als diese Dealerei. Aber auch dann kann ich Ihnen nur raten, jetzt die Notbremse zu ziehen, bevor es wirklich zu spät ist.“

Das Objekt ihrer Ausführungen gab einen Protestlaut von sich.

Jasmin sah die Mutter an. „Es gibt Schlimmeres als eine Jugendstrafe wegen zwei Monaten Dealerei“, sagte sie. „Es gibt wirklich Schlimmeres. Glauben Sie mir!

Wir haben solche Leute vor uns. Dauernd. Mit Karrieren, wo hinterher alle fassungslos dastehen und sagen: Wie hat's nur soweit kommen können? Dabei fing es auch relativ harmlos an."

Die Eltern saßen völlig erschlagen da. Ihr Sohn schien allmählich zu merken, dass er nicht mehr viel Beistand hatte und protestierte: „Ey, Scheiße, was soll das? Ich hab überhaupt nichts gemacht. Ich bin völlig unschuldig. Was redet die da?“

„Sie haben keinerlei Beweise“, erinnerte auch der Anwalt ebenso entschieden wie arrogant.

Jasmin sah ihn freundlich an. „Richtig“, sagte sie. „Beweise haben wir bislang nur für die Dealerei. Aber vielleicht zählt für Eltern ja nicht nur die juristische Seite, oder? Vielleicht möchten die die Sache ja lieber gleich in Ordnung bringen und nicht erst zwanzig Straftatbestände später. Wenn dann noch was in Ordnung zu bringen ist.“

Nachdem sein Sohn jegliche Hilfe ausgeschlagen hatte, war Kesselschmied zum Polizeipräsidium am Tempelhofer Damm gefahren und hatte sich vor dem Gebäude auf die Lauer gelegt. Hier war auch das Drogendezernat untergebracht. Es war Samstag und die Kantine hatte geschlossen. Irgendwann erspähte Kesselschmied tatsächlich einen Hauptkommissar aus Sanders ehemaligem Dezernat, der in Hemdsärmeln das Gebäude verließ. Er kannte Christopher Otto zwar nur flüchtig, hatte ihn aber in der Vergangenheit als umgänglichen Menschen erlebt. Kesselschmied richtete es ein, ihm wie zufällig über den Weg zu laufen. Er gab vor, von einem Besuch beim Erkennungsdienst zu kommen, der ebenfalls in dem weitläufigem Bau seine Räume hatte. Angestrengt plaudernd schloss er sich Otto auf dem Weg zu einer Imbissbude im alten Tempelhofer Flughafen am.

In der großen, leeren Abflughalle verloren sich nur noch wenige Reisende. Auch die Anzahl der besetzten Schalter war an einer Hand abzulesen. Seit Tempelhof einen langsamen Tod starb, gefiel Kesselschmied sogar die alte Nazi-

Architektur des Gebäudes. Sie passte hervorragend zu verlorener Größe. Zu der der Nachkriegszeit natürlich. Kesselschmied war Westberliner, Jahrgang 44. Er hatte die Luftbrücke als Vier- bis Fünfjähriger erlebt. Allein der Name „Tempelhof“ hatte für ihn einen magischen Klang. Er sah den alten Flughafen lieber in Würde sterben, als in entstellter Form prosperieren. Selbst ein völliger Abriss würde den Mythos seiner Meinung nach nicht zerstören. Aber ein Umbau würde es tun. Und der Mythos Tempelhof durfte nicht sterben, fand Kesselschmied.

Sein Begleiter war knapp vierzig und kam aus Westdeutschland. Er machte eine Bemerkung, dass mit dem alten Kasten bald etwas geschehen müsse.

Kesselschmied ging nicht darauf ein. „Im Grunde bin ich ja beurlaubt“, gestand er, als beide eine Thüringer Rostbratwurst auf einem Pappteller vor sich hatten. Es gelang ihm sogar einen lockeren Ton zu treffen. „Aber es findet sich ja immer was zu tun.“

„Irgendwas mit ihrem Sohn, habe ich gehört“, wagte sich Otto vor. Er war nicht feige. Ein fähiger Beamter. Kesselschmied hielt ziemlich viel von ihm. Aber er kannte ihn zu wenig, um selber offen zu sein.

Stattdessen inszenierte er ein kleines Lachen: „Ja, dumme Geschichte. Wir hatten doch diesen Toten vor dem Underground. Nun, und wie wir da nach Zeugen gesucht haben, ist mein Sohn einfach weggerannt. Damit hat er sich natürlich verdächtig gemacht.“

Otto nahm es auch von der heitern Seite. „Jede Wette, der hat was genommen, und wollte nicht, dass der Papa was davon erfährt.“

Kesselschmied rang sich noch ein Lachen ab.

„Das Underground bereitet uns ja seit Jahren Kopfzerbrechen“, erzählte sein junger Kollege bereitwillig. „Es gibt den Geschäftsführer. Gegen ihn liegt nichts vor. Es gibt den Inhaber, einen ehemaligen Immobilienmakler, der in seinem aktiven Leben ein paar Pleiten hingelegt hat. Inzwischen lebt er völlig zurückgezogen und allem Anschein nach nicht schlecht. Er scheint sich nicht in die Geschäfte einzumischen. Die Bücher sind korrekt und die Türsteher-Mafia ist dort auch nicht aktiv. Und die Kerle muss sich einer erst mal vom Hals halten können. Wir haben auch nie in nennenswertem Umfang Drogen gefunden. Immer nur minderjährige

Kleindealer, die ihre Hinterleute nicht kannten und keine erkennbaren Kontakte zum Underground hatten. Einmal konnten wir der Staatsanwaltschaft tatsächlich einen Durchsuchungsbefehl für das Büro abringen. Völlig erfolglos. Dabei brechen immer wieder Kids dort zusammen, die voll gepumpt sind mit Amphetaminen, und in der Branche gilt es als heiße Quelle. Der Schuppen ist überhaupt nur so voll, weil die Preise für Eintritt und Getränke reinstes Dumping sind. Aber irgendwie müssen die Betreiber schließlich auf ihre Kosten kommen. Den Büchern nach ist das Ding ständig so voll, wie feuerpolizeilich erlaubt, wirft aber trotzdem nur wenig Gewinn ab. In Wahrheit ist es vermutlich eine Goldquelle. Sehr junges Publikum, viel aus dem Umland. Ziemlich naiv. Noch wenig Erfahrung mit Drogen, aber neugierig.“

„Können Sie sich vorstellen, dass Sanders den Ehrgeiz hat, es Ihnen jetzt zu zeigen?“, fragte Kesselschmied und versuchte, möglichst absichtslos zu klingen. Leonid Sanders war derjenige, auf den es ankam. Er leitete den Fall, er hatte die Fäden in der Hand. Ihm hatte sich Bernie wenigstens teilweise anvertraut. Aber Kesselschmied hatte keine Ahnung, wie Sanders tickte. Was hatte er vor? Versuchte er, Bernie zu schützen, oder ging er über Leichen, wenn er dafür an die Hintermänner des Underground kam?

Christopher Otto lachte wieder. Aber es klang nicht mehr so heiter. „Fragen Sie mich nach was Leichterem als Leo Sanders“, erwiderte er.

„Ist er ehrgeizig?“, hakte Kesselschmied nach.

„Bestimmt nicht im klassischen Sinn“, gab Otto zurück. „Geld, Karriere, Anerkennung. Damit ist Leo nicht zu locken. Und zu seinen Vorgesetzten war er genauso unverschämt wie zu jedem anderen auch. Aber möglich, dass er was beweisen will. Es ist ja kein Geheimnis, dass er mit keinem von uns gut konnte.“

„Ist er skrupellos?“, fragte Kesselschmied und befürchtete, zu direkt zu werden.

Aber Christopher Otto blieb gesprächsbereit. „Ganz ehrlich, ich weiß es nicht. Im Team war er eine Zumutung, als verdeckter Ermittler große Klasse. Aber wie er an seine Informationen gekommen ist, das wusste keiner so genau. Nicht mal Bruns würde ich sagen. Gut möglich, dass er da einiges getrieben hat, was nicht

ganz astrein war. Es gibt einige, die vermuten, dass ihn Bruns damals auch loswerden wollte, weil ihm Leos Alleingänge unheimlich waren. Schließlich hätte er seinen Kopf hinhalten müssen, wenn da irgendwelche krummen Dinger rausgekommen wären.“

„Ich weiß, eigentlich ist es ja nicht richtig, dass ich...“, meinte Kesselschmied nun doch erklären zu müssen.

Doch Otto winkte ab. „Ich verstehe schon. Mir wär auch nicht wohl, wenn er plötzlich für meine Leute das Sagen hätte. Und ganz ehrlich: Leo Sanders als Leiter einer Ermittlung, das ist in meinen Augen eine krasse Fehlentscheidung.“

Kesselschmied fuhr nicht gerade beruhigt nach Hause.

Sanders hockte an seinem Schreibtisch und sah die Akte von Schneewittchens erstem Verhör durch, als seine Mitarbeiterin ihm einige weitere Ordner direkt darauf schmiss.

„Vier“, betonte sie.

„Weshalb?“, erkundigte er sich knapp.

Jasmin Kunkel war jemand, der es ebenfalls verstand, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. „Zweimal Geld, einmal Erpressung wegen Autoknackens, einmal Erpressung wegen sexueller Nötigung.“

„Wie viele sind insgesamt auf der Liste?“

„Dreizehn. Davon fünf im Underground.“

„Zu wem hatten sie nach Hoffmanns Tod Kontakt?“

„Thomas Theißen. Sie kannten nur den Vornamen, aber ich hab sie ein Phantombild erstellen lassen und Mirko hat das identifiziert.“

„Okay“, sagte er. „Heute Abend gehen Sie wieder ins Underground...“

„Nein“, entfuhr es ihr.

„Das ist eine dienstliche Anordnung“, stellte er klar.

„Was soll das?“, fauchte sie ihn wütend an, nachdem sie eben noch ganz kühl und sachlich gewesen war. „Ich dachte, Bernie Kesselschmied ist erst morgen wieder dort.“

„Wir müssen weiter nach Hoffmanns Kontakten fragen.“

„Die haben wir doch jetzt.“

„Wir wissen noch nicht, woher Hoffmann seinen Stoff hatte, und wir wissen nicht, wer ihn umgebracht hat. Halten Sie nach Theißen Ausschau und kriegen Sie raus, mit wem der Kontakt hat.“

„Verdammt“, fuhr sie ihn an. „Ich hab mir den ganzen Tag Psychoschlachten mit kleinen Dealern, ihren Anwälten und Erzeugern liefern dürfen. Das schlaucht. Ich bin fertig.“

„Wenn Ihnen das zuviel ist, dann hätten Sie sich einen anderen Beruf suchen sollen“, konterte er.

„Wenn Sie mal tot im Park liegen“, erklärte sie voller Hass, „dann gibt’s wahrscheinlich niemanden, der kein Motiv hat.“

„Sie haben dafür morgen frei“, sagte er. „Es wäre nicht gut, wenn der kleine Kesselschmied sich beobachtet vorkommt.“

Schneewittchen empfand das natürlich nicht als Ausgleich und rauschte wütend ab. Dabei war er eigentlich gar nicht der Meinung, dass sie ihren Beruf verfehlt hätte. Im Gegenteil. Er hatte sie bei ihren Verhören ein paar Mal vom Nebenraum für einige Minuten beobachtet und fand, dass sie ihre Sache ausgezeichnet machte. Fünf unterschriebene Protokolle in nicht einmal zwei Tagen waren weit mehr, als man nach realistischem Maßstab erwarten konnte. Es waren bloß weniger, als er brauchte. Denn es würde vermutlich nicht lange dauern, bis Theißen merkte, dass sein Netz Löcher bekommen hatte. Dann waren alle gefährdet, die auf der Liste standen – allen voran Bernhard Kesselschmied. Im Zweifelsfall würden Ingo Hoffmanns Nachfolger davon ausgehen, dass Bernhard entweder seinem Vater gegenüber oder bei dem Verhör wegen Hoffmanns Tod geredet hatte. Sanders konnte nichts dafür, dass ihm für eine Aufgabe dieser Größenordnung nur zwei Mitarbeiter zur Verfügung standen. Es blieb ihm gar nichts anderes übrig, als den beiden ordentlich Druck zu machen.

Gerd würde sich erst am Montagabend wieder mit Bernhard Kesselschmied treffen, also ging Sanders am Abend ins Wild Hearts. Vielleicht gab es Gerüchte. Er hatte sich grade von Uwe ein Pils geben lassen, als Kalle Wild ankam. An seiner Seite war einer seiner jungen Schlümpfe. Sie sahen nach High Noon aus.

Kalle Wild schlug Sanders auf die Schulter. „Gerd!“

„Ja, Kalle, wat gibt et Neues?“, erwiderte Sanders bereitwillig, ganz Arglosigkeit in der Stimme.

„Du bist vor dem Underground gesehen worden“, erklärte Kalle.

„Na, und?“, machte Sanders.

„Bleib da weg, Gerd!“

„Wieso?“, fragte er nölig. Nicht, dass Gerd an irgendeiner Sache wirklich etwas lag, aber manchmal war er streitsüchtig. Auch wenn er immer den Kürzeren zog. Doch Kalle ließ sich nicht zu den Erklärungen herab, die Sanders gerne gehabt hätte. Stattdessen mischte sich der Schlumpf ein. So ein eckiger, blasser Blonder, wie sie die Amis in ihren Filmen immer für SS-Leute benutzten.

„Wir wollen da keine Amateure“, sagte er in einem arroganten Tonfall, der die Filmheinis bestimmt begeistert hätte. „Nach der Geschichte mit dem Mord.“

„Wieso?“, nölte Sanders weiter. „Ham wir doch nüscht mit zu tun.“

„Da schwirren doch jetzt die Bullen nöcher rum“, versuchte Kalle zu vermitteln, „und wer weeb, wer sonst. Da kannste ziemlichen Ärger kriegen, wennde da erwischt wirst.“

„Mich erwischt keener“, behauptete Sanders. „Und grüne Männchen, die riech ich zehn Meilen...“

Der SS-Schlumpf unterbrach seine Erklärung. Er packte Sanders an der Jacke und schüttelte ihn. „Du bleibst da weg, oder du sitzt bald im Rollstuhl – wenn du Glück hast. Klar?“

„Ja, is jut“, maulte Sanders in eingeschüchtertem, aber auch beleidigtem Tonfall. Nachdem die beiden verschwunden waren, trank er sein Bier aus und fuhr zum Underground.

Jasmin Kunkel quälte sich durch den Abend und fragte irgendwelche Leute halbherzig nach Ingo Hoffmann. Sie hatte rasende Kopfschmerzen, die Musik kam ihr noch grausamer vor als die letzten Male und von Thomas Theißen war nichts zu sehen. War eigentlich auch klar: Wenn Bernie Kesselschmied erst morgen die Chance hatte, mit Drogen durch die Kontrolle zu kommen, dann galt für Theißen vermutlich das Gleiche. Sie beschloss, spätestens um Mitternacht zu gehen. Sanders hatte ihr nur befohlen, heute Abend her zu kommen. Er hatte nicht gesagt wie lange. Sie würde also selbstverantwortlich dafür sorgen, dass ihr Überstundenkonto nicht ins Unendliche wuchs und ihr Kopf Montag vielleicht wieder halbwegs arbeitsfähig war.

„Hey du“, sprach sie plötzlich jemand an. Er sah aus wie ein Türke und durfte so um die zwanzig Jahre alt sein. Sie hatte absolut keinen Bock, sich mit ihm zu unterhalten. Also ignorierte sie ihn. Doch dann sagte er etwas, was wie „Ingo Hoffmann“ klang. Sicher war sich Jasmin nicht. Zu dem üblichen Diskolärm kam auch noch ein absolut grauenhafter Akzent. Als er weiterredete, war sich Jasmin nicht mal sicher, ob es auf Deutsch oder Türkisch war.

„Du weißt etwas über Ingo Hoffmann?“, vergewisserte sie sich also.

Er nickte.

„Können wir draußen reden?“, fragte sie.

„Ja, okay, logo“, erwiderte er bereitwillig.

Jasmins Hoffnungen, endlich Informationen zu bekommen, stiegen, als ihr Begleiter draußen vor dem Underground sichtlich bestrebt war, außer Hörweite der Türsteher zu kommen. Erst als er sie in den Park lotsen wollte, wo Hoffmann erschossen worden war, streifte Jasmin.

„He, Moment Mal“, stoppte sie. „Wo willst du eigentlich hin? Was soll das?“

„Nicht hier“, sagte er.

„Hier ist doch niemand“, protestierte sie. Keiner der Türsteher schenkte ihnen Beachtung. Wahrscheinlich waren sie im Dunkeln vom Underground aus kaum

noch zu erkennen. „Jetzt will ich erst mal wissen, worum es geht“, erklärte Jasmin.

Doch ihr Begleiter wiederholte: „Nicht hier reden.“

„Wieso?“, beharrte sie wissen. Seine Erklärungsversuche waren schwer verständlich und irgendwann stand Jasmin doch mit ihm mitten in der Hundeauslee- re, fast genau dort, wo Hoffmanns Leiche gelegen hatte. Auch egal, beschloss sie. Wenn er bloß redete. Er würde kaum der Killer sein, der sie zu seinem nächsten Opfer erkoren hatten. Abgesehen davon wusste sie sich, im Notfall zu verteidigen.

„Erzähl mir“, forderte er plötzlich. „Von Ingo Hoffmann.“

„Ich dachte, du weißt was“, gab sie verwirrt zurück. „Ich suche ihn doch.“

„Warum?“, wollte er wissen.

„Er ist ein alter Bekannter“, log sie.

„Warum du suchst ihn?“, wiederholte er.

Sie erklärte noch mal, er wäre ein Bekannter. „Kennst du ihn?“, fragte sie.

Doch er fragte noch mal, warum sie Hoffmann suchte.

„Ich will ihn treffen, nur treffen“, behauptete Jasmin. „Was soll das? Kennst du ihn?“ Langsam fand sie die ganze Angelegenheit ziemlich komisch. Der Kerl sah ihr auch nicht in die Augen, wenn er sprach.

„Ingo Hoffmann ist tot“, erklärte er plötzlich. „Du weißt das.“

„Nein, ich habe keine Ahnung, verdammt“, erwiderte sie ebenso überrascht wie heftig.

„Jeder weiß“, behauptete er.“

„Ich nicht. Ich war nicht in Berlin die letzten Wochen.“

„Du lügst“, hielt er ihr vor. „Du warst in Underground zweimal, dreimal. Warum?“

Scheiße, war das plötzlich eine blöde Situation. Natürlich hätte sie damit rechnen müssen, dass ihre Fragerei nach über einer Woche verdächtig werden würde. Aber was bezweckte der Kerl mit der Konfrontation? Sie atmete durch. „Was willst du von ihm?“, fragte sie möglichst ruhig. „Warum interessiert dich, dass ich ihn suche?“

Er schwieg.

Also hakte sie nach: „Hast du Geschäfte mit ihm gemacht?“

Er fuhr herum und starrte sie böse an. „Ich nicht“, entgegnete er heftig. „Ich nicht. Du.“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, ich habe keine Geschäfte mit ihm gemacht.“

„Du lügst. Sag, was weißt du von Geschäfte?“

Jasmin beschloss das Risiko einzugehen. Sonst kamen sie nicht weiter. „Er hat gedealt“, sagte sie.

„Und du?“, wollte ihr Gesprächspartner wissen. „Auch gedealt?“

Sie schüttelte den Kopf. „Und was ist mit dir? Dealst du?“

„Wo ist Murat?“, fragte er plötzlich. Es klang aggressiv.

„Was?“, rief Jasmin verblüfft aus.

Er wiederholte seine Frage noch wütender.

Jasmin merkte, wie ihr die Situation zuzusetzen begann. „Verdammt, ich kenne keinen Murat“, entgegnete sie vermutlich heftiger, als gut war. „Sag mir endlich, was das alles soll!“

Er griff nach ihrer Schulter, als wolle er sie schütteln, doch sie schlug ihm den Arm weg.

„Sag, wo ist Murat?“, brüllte er sie wütend an und startete den nächsten Angriff. Diesmal war Jasmin vorbereitet. Sie fing seinen zum Schlag erhobenen Arm ab und drehte ihn um. Während er aufschrie und mit schmerzverzerrtem Gesicht nach seiner Schulter griff, hörte Jasmin plötzlich ein Geräusch hinter sich. Doch bevor sie reagieren konnte, wurde sie gepackt und zu Boden gerissen. Als sie versuchte, sich los zu machen, griff sofort eine andere Hand zu. Es mussten mindestens zwei oder drei sein, die da plötzlich über ihr waren. Beim nächsten Befreiungsversuch schlug ihr jemand ins Gesicht. Jasmin probierte es trotzdem noch mal. Doch all ihr panisches Ziehen und Zerren und um sich Treten brachte absolut nichts. Ihre Waffe hatte sie nicht dabei. Nicht, wenn sie einen Club mit Einlasskontrolle zu besuchen hatte. Aber vermutlich war es auch besser so, denn aller Wahrscheinlichkeit nach hätten eher ihre Angreifer die Knarre zu fassen bekommen als sie selbst.

Sie zwang sich zum Nachgeben. Ruhe. Keine Gegenwehr mehr. Keine Befreiungsversuche – so groß ihre Panik auch war. Prompt ließ auch das Schreien und Zerren ihrer Angreifer nach. Ganz langsam versuchte Jasmin sich aufzurichten. Quasi mit entspannten Muskeln. So, dass ihre Gegner nicht das Gefühl bekommen konnten, sie wolle fliehen oder sich wehren. Sie spürte die harten Griffe an ihren Armen, aber die Kerle rissen wenigstens nicht mehr an ihr rum. Bis auf die Knie ließ man sie kommen. Damit hatte sie immerhin die Chance zu realisieren, was eigentlich los war. Vor ihr standen zwei Jugendliche. Der aus dem Underground, der sie hergelockt hatte, und einer, der ähnlich alt war wie er, ähnlich gekleidet und vermutlich ebenfalls Türke. Ein dritter stand in ihrer Nähe, bereit sofort zuzupacken, wenn sie Anstalten machen würde, sich zu wehren. Mindestens zwei weitere waren hinter ihr und hielten sie fest. Selbst wenn sie sich würde losreißen können, würde sie kaum eine Chance haben zu entkommen. Es war entschieden aussichtsreicher, mit den Kerlen eine Verständigung zu suchen.

„Wo ist Murat?“, setzte der Erste wieder an.

Jasmin bemühte sich um eine feste, ruhige Stimme. „Ich weiß es doch nicht. Ich kenne keinen Murat.“

„Du lügst“, warf er ihr zum wiederholten Male vor.

„Ich lüge nicht. Ich weiß nicht, von wem du sprichst. Ich kenne keinen Murat“, wiederholte sie. Der neben ihr trat vor und schlug zu. So eine richtig schallende Backpfeife, die ihr den Kopf zur Seite schleuderte. Sie versuchte, den Schmerz zu ignorieren. Sie sah wieder den Ersten an. Er schien der Boss zu sein, die anderen vergewisserten sich immer wieder mit Blicken bei ihm, wie es weitergehen sollte.

„Ich kenne Murat wirklich nicht“, erklärte sie langsam und deutlich. „Wer ist das? Ein Freund von dir?“

Doch der Junge geriet plötzlich außer sich. Erst schimpfte er irgendwas auf Türkisch, dann warf er ihr wieder vor: „Du weißt das. Du lügst. Du sagst, wo Murat, oder wir machen dich fertig. Wart nur!“

Die beiden Typen bei ihm blickten noch drohender. Auch die Griffe um Jasmins Arme wurden unwillkürlich fester. Sie begann schlichte Panik zu fühlen. Plötzlich

schien alles möglich. Sie versuchte sich loszureißen, wurde aber sofort wieder niedergekämpft.

Auf einmal hörte sie etwas. Ein Geräusch, das nicht passte. Ein entsetztes Aufkeuchen von irgendeinem der drei Typen vor ihr. Auch die Hände, die sie festhielten, verkrampften plötzlich. Die zwei Jungs vor ihr blickten zu ihrem Boss. Aber sie wirkten plötzlich erschrocken und verwirrt. Der Typ, der Jasmin hierher gelockt hatte, stand plötzlich stocksteif da. Er sah sie auch nicht mehr an. Sein Blick ging an ihr vorbei ins Leere.

„Ich warne euch“, tönte plötzlich eine Stimme aus der Dunkelheit hinter ihm. „Ich hab `ne Knarre. Entweder ihr macht euch jetzt ganz schnell vom Acker. Oder euer Kamerad hier kriegt `ne sehr unschöne Verzierung in den Rücken:“

Keiner rührte sich. Die beiden, die Jasmin festhielten, starrten wohl genauso in Richtung der Stimme wie die zwei Kerle vor ihr. Es dauerte eine ganze Weile, bis Jasmin spürte, wie sich der Griff um ihren linken Arm langsam löste. Aus den Augenwinkeln heraus konnte sie verfolgen, wie der erste ihrer Angreifer begann, sich vom Platz des Geschehens zu schleichen. Dafür wurde der Griff rechts umso fester.

„Heh, lass meinen Kumpel los, du Arsch“, schrie der, der dort stand, in Richtung des Unbekannten.

„Erst wenn ihr weg seid“, kam wieder die schneidende Stimme aus der Dunkelheit. „Und keine Tricks. Fünf Kerle gegen eine Frau, das gefällt mir nicht. Da kann ich sehr ungemütlich werden.“

Auch der, der Jasmin geschlagen hatte, machte jetzt Anstalten, sich von dannen zu schleichen. Der Griff um ihren rechten Arm dagegen blieb fest. Möglicherweise konnte sie sich trotzdem losreisen. Sie würde es riskieren, bevor sie sich noch einmal überwältigen ließ. Der, der direkt neben dem Anführer stand, tauschte – vermutlich auf Türkisch – ein paar kurze Sätze mit seinem Boss, bevor auch er die ersten zögerlichen Schritte hin zum Ausgang der Grünanlage machte. Jasmin wusste nicht, ob die Jungs den Mann mit der Knarre sahen. Sie selber konnte nichts erkennen.

„Macht schon“, wurden ihre Angreifer aufgefordert. „Ich verliere langsam die Geduld.“ Ein kurzes Zögern noch, dann liefen die drei davon. Der erste war schon zwischen den Bäumen verschwunden, als endlich auch der Kerl an Jasmins rechter Seite losließ. Sie griff automatisch unter die Jacke, dorthin, wo sie normalerweise ihre Waffe hatte. Dann erst stand sie auf. Doch keiner der vier überlegte es sich noch einmal anders.

Nur ihr Anführer stand noch da. Er sah Jasmin wieder. Weder verängstigt, noch böse. Eher verbittert, schien ihr.

Plötzlich bekam er einen Stoß von hinten. „Hau ab!“

Er geriet ins Stolpern, fing sich wieder und warf Jasmin noch einmal einen schwer zu deutenden Blick zu, bevor er seinen Freunden ohne allzu große Hast hinaus auf die Straße folgte.

Dafür tauchte zwischen den Bäumen Leonid Sanders auf. In der Hand hatte er eine verbeulte Bierdose, deren Kante er offenbar seinem Opfer in den Rücken gedrückt hatte. Jasmin hatte ihn noch nie so gern gesehen.

Doch er herrschte sie an, kaum dass er sie erreicht hatte: „Was zum Teufel war das für eine Nummer?“, wollte er wissen.

Mit ihrer Erleichterung war es schlagartig vorbei. „Woher soll ich das denn wissen, verdammt?“, schrie sie zurück.

„Was waren das für Kerle?“, beharrte er. „Was wollten die?“

Jasmin holte tief Luft und merkte, wie sie zitterte. „Der eine wollte mir was über Hoffmann erzählen“, versuchte sie zu erklären. „Hat er jedenfalls behauptet. Aber dann ging’s plötzlich nur noch um einen Murat.“ Die ausgestandene Angst ließ ihre Stimme ziemlich laut und panisch werden. „Und dann waren plötzlich auch noch die anderen da.“

„Wer ist dieser Murat?“, fragte Sanders.

„Weiß ich doch nicht“, schrie sie nun völlig außer Kontrolle. „Verdammt, das weiß ich doch nicht. Das hab ich doch schon gesagt.“ Sie merkte, wie ihr die Tränen übers Gesicht liefen. „Sind Sie denn vollkommen blöde, oder was?“, brüllte sie ihn an. „Woher soll ich das denn wissen? Sie sagen einem ja nichts. Schicken

einen nur hierhin und dorthin, aber sagen einem nie, was los ist.“ Ihre letzten Worte brachte sie schon kaum mehr heraus, so war sie am Heulen.

„Ist Ihnen was passiert?“, entgegnete er unfreundlich.

„Das interessiert sie aber früh“, fauchte sie unter fortwährendem Schluchzen.

„Ist Ihnen was passiert?“, wiederholte er ungerührt.

„Verdammt nein“, brüllte sie ihn aus Leibeskräften an.

„Kommen Sie“, sagte er. Sie folgte ihm in gebührendem Abstand aus dem Park. Er brauchte nicht mitkriegen, wie sie zitterte und dass ihr noch immer die Tränen übers Gesicht liefen. Sie hatte das Gefühl, sich kaum noch auf den Beinen halten zu können.

„Ich ruf Ihnen ein Taxi. Sie können dann heimfahren“, sagte Sanders.

„Sie sind so ein komplettes Arschloch. Das gibt es gar nicht“, erwiderte sie.